Unter uns junggesellen

Georg Ompteda (freiherr von)


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget

Georg Freiherr von Ompteda

Unter uns Junggesellen

Freie Geschichten



Berlin W
F. Fontane & Co.
1894

Unter uns Junggesellen.

Von demselben Autor erschien bisher:

Von der Lebensstraße und andere Gedichte.
Freilichtbilder. Skizzen und Novellen.
Die Sünde. Geschichte eines Offiziers.
Drohnen. Moderner Roman.
Vom Tode. Novellen.

Georg Freiherr von Ompteda

Unter uns Junggesellen

Freie Geschichten



Berlin W
F. Fontane & Co.
1894

Meinem Freunde

Fritz Harck

zu eigen.

Gräfin Ines.

Es war schon ziemlich spät geworden und, wie immer beim Herrendiner, endigte die Unterhaltung mit der Frau.

Graf Ringsheim leerte sein Glas Cherry Brandy und meinte trocken:

— Es muß grauenhaft sein Ehekrüppel zu werden!

Der bleiche Mynheer van Zuylen, von dem das Gerücht umlief, daß er nie vor vier Uhr morgens nach Haus käme, stimmte blasiert ein:

— Allerdings schon der Gedanke mit den Hühnern zu Bett zu gehen — furchtbar!

Er blies den Rauch seiner Cigarette von sich und stöhnte so tief, daß die Herren ringsum zu lachen begannen, und sogar Baron Saint-Potérôt aus seiner Ecke emporfuhr in der er unter dem Vorwand Radierungen zu besehen, geschlafen hatte. Nun rieb er sich erschrocken die Augen und fragte

seinen Nachbar Graf Loobroich, den belgischen Gesandten „was denn eigentlich los sei.“

Der Graf nahm sein Einglas aus dem Auge, strich sich nachdenklich den dunkelblonden, spitzgeschnittenen Vollbart und sagte mit seiner weichen, tiefen Stimme, die wie ein leise angeschlagener Akkord klang:

— Man spricht von der Ehe!

Baron Saint-Potérêt, der sich um etwas besonderes zu haben, gern auf den Kirchlichen spielte, runzelte die Stirn. Halb verschlafen meinte er, während ihm die Radierungen zu Boden glitten:

— Vom Sakrament?

Aber der Gastgeber, Graf Loobroich, schüttelte den Kopf:

— Nein lieber Baron, das nicht. Die Herren sind von der Frau im allgemeinen auf die verheiratete Frau im besonderen gekommen. Das ist ja immer so, wenn wir Unbeweibten zusammen sind. Immer das Ende. Wir fliehen die Ehe, aber für die Ehefrauen interessieren wir uns am meisten!

Mynheer van Zuylen war anderer Ansicht:

— Pardon ich wenigstens gewiß nicht!

Man lachte allgemein und am meisten als Graf Ringsheim erklärte:

— Weil Zuylen ein Haar darin gefunden hat!

Der Mynheer schien einen Augenblick die Anspielung auf ein Duell, das er, völlig ohne seine Schuld, mit einem Othello von Ehemann gehabt, übel nehmen zu wollen, aber Graf Loobroich verwischte schnell die kleine Verstimmung:

— Ich meine das interessanteste Gespräch für Männer wie wir sollte nicht Frauen betreffen, sondern junge Mädchen!

Doch ein allgemeiner Widerspruch erhob sich.

Baron Saint-Potérêt jauchzte fast vor Vergnügen:

— Unser verehrter Graf will paradox sein! Junge Mädchen? Famos, wirklich ganz ulkige Idee. Junge Mädchen sind einfach ein Gräuel. Sie wissen nichts, sie können nichts, sie reden nichts und vor allem sie — haben nichts!

Dabei schlug er auf die Tasche seiner Frackweste, daß die Geldstücke klirrten, die er dort zu tragen pflegte, um möglichst schnell ein Trinkgeld beim Fortgehen zur Hand zu haben.

Graf Loobroich steckte sich eine neue Cigarette an und lächelte überlegen:

— Geld? Was hat das zu bedeuten!

Unwillkürlich sah sich Baron Saint-Potérêt im Raume um, als wollte er sagen:

— Ja wer so reich ist wie unser Freund Loobroich kann freilich darüber erhaben sein!

Dabei hob er die Radierungen auf, die, alle „avant la lettre“, an und für sich schon einen bedeutenden Wert darstellten, und legte sie auf einen alten gotisch geschnitzten Tisch, der einem Altar glich, wie denn die Wände rundum in Manneshöhe mit Holzbildhauereien aus einem Kirchenchor umkleidet waren.

Es trat ein Augenblick Pause ein. Der Gastgeber sah nachdenklich in den grauen Rauch seiner Cigarette, bis Graf Ringsheim die Stille unterbrach indem er lakonisch brummte:

— Ein Jammer wirklich! die Mädel, die Geld haben sind die reinen Brechmittel. Die netten aber haben keinen Dreier.

Mynheer van Zuylen lachte hell auf:

— Ob mit Geld oder ohne Geld: Alle sind sie dumme kleine Schippchen, kleine Kücken, Gänse, die nicht „bäh“ sagen können. Ich verstehe nicht wie einer sich in so'n unbedeutendes Wurm verlieben kann!

Scharf entgegnete ihm Graf Loobroich:

— Verehrtester, Sie kennen offenbar junge Mädchen gar nicht!

— Gott sei Dank nein!

— Es giebt welche . . .

Nachdenklich schwieg er. Sein Blick ging wie in die Ferne hinaus und unwillkürlich umspielte ein Lächeln die Lippen. Er strich sich mit seiner gewöhnlichen Handbewegung den kurzen schönen, Vollbart in dem an der Spitze gerade die ersten weißen Haare wuchsen:

— Wir werden leicht ungerecht wir alten Hagestolze. Wir werden scharf und überhebend. Mit einem Worte wir werden alt, und wir wollen doch jung bleiben, so lange wir können. Wenigstens mit dem Herzen sollten wir jung bleiben.

Und wie er davon sprach, daß er jung sein wollte, da richtete er sich herausfordernd fast auf und im Dämmer der Ecke hätte man meinen dürfen, daß er nicht fünfzig sondern zwanzig zählte.

Niemand sprach ein Wort. Graf Loobroich wartete noch bis der Kammerdiener mit seinen schwarzseidenen Escarpins und dem scheinbar anteillosen, glattrasierten Gesicht sich entfernt hatte, dann begann er:

— Es ist oft sonderbar wie man dazu kommt etwas zu erzählen. Ein Zufall macht es. Eine Stimmung. Ich habe, glaube ich, niemals daran gerührt, bis heute. Aber mir ist es, als müßte ich bei dem Harten, was Sie eben gegen junge Mädchen

sagen, eine doch wenigstens in Schutz nehmen, die es nicht verdient, daß über sie der Stab mit gebrochen wird. Vielleicht war sie eine Ausnahme nur. Vielleicht . . .

Von dieser Ausnahme will ich Ihnen erzählen . . .

Als ich noch jung war . . . wirklich jung . . . war ich in Dresden Attaché. Die glücklichste Zeit meines Lebens. Ich war vermögend in angenehmsten dienstlichen Verhältnissen in einer der schönsten Städte die ich kenne, in einer der liebenswürdigsten Gesellschaften, in denen ich während meiner Laufbahn verkehrt habe.

Kurz ehe ich auf meinen Posten kam hatte ich den Typhus zu überstehen gehabt, und nun befand ich mich in jener Verfassung, die mit zunehmenden Kräften, einen in glücklichste Stimmung versetzt. Dazu war es Frühjahr, für die meisten Städte, aber ganz besonders für Drsden die günstigste Jahreszeit.

In dieser Zeit, dort lernte ich meine „Ausnahme“ kennen. Ihr Vater war sächsischer Minister, ihre Mutter früher im Hofdienst gewesen. Sie stammten aus einer der ältesten und reichsten Familien der Lausitz.

Sie selbst . . . ja sie selbst . . .

Graf Loobroich zögerte einen Augenblick. Er

beschrieb mit der Hand, in der er die Cigarette hielt, einen Kreis in der Luft, als wolle er die Umrisse einer Figur zeichnen, die deutlich vor seiner Erinnerung stand und die zu beschreiben ihm die Worte fehlten. Langsam zerging der Rauchzirkel, der sich gebildet, und der Erzähler fuhr fort mit seiner weichen, vibrierenden Stimme:

— Gräfin Ines will ich sie nennen, denn sie hatte etwas von einer Südländerin und bei einer Quadrille, die im Costüm getanzt wurde, war sie als Spanierin erschienen. So steht sie mir noch im Gedächtnis, mit ihren dunklen Augen, schwarzem Haar und dem leicht gebräunten Teint, der ihr eigen . . . Von der Großmutter her, floß romanisches Blut in ihren Adern.

Sie war groß und schlank. Vielleicht ein wenig zu schmal. Kleine, dünne Kinderärmchen hatte sie, ganz dünn, wie die jungen Mädchen so oft. Die wären bei einer anderen häßlich gewesen. Zu ihr paßten sie gut . . . vollkommen . . . ich hätte sie mir gar nicht anders vorstellen können und ich glaube volle, runde Arme hätten mich an ihr gestört.

Ob sie hübsch war, weiß ich nicht. In ihren Augen lag Seele. Und am Ende sind doch die Augen das Schönste am Menschen, denn ihr Ausdruck unterscheidet uns vom Tier.

Ich wurde Gräfin Ines bei den Vorbereitungen zu jener Quadrille vorgestellt, die später bei Gelegenheit eines Balles im Hause ihres Vaters getanzt werden sollte. Damals war sie eben siebzehn Jahre, also für deutsche Mädchen ganz jung und noch halb Kind, zur Hälfte „Kalb", wie man zu sagen pflegt.

Es ging bei dieser Quadrille wie es immer zu gehen pflegt: es wurde fast gar nicht getanzt, sondern man amüsierte sich auf alle mögliche andere Art. Der Tanz war rein Mittel zum Zweck. Ich glaube, wir hatten gegen zwanzig Proben, oder gar noch mehr, um einen einfachen Contretanz herauszubringen. Aber dafür wurde jedesmal kaum fünfundzwanzig Minuten geprobt, während wir doch immer Stunden lang bei einander blieben.

Reihum ging es bei den Eltern der jungen Mädchen, die beteiligt waren und da wir zwanzig Paare gebildet hatten, wechselte fast jedesmal der Schauplatz, denn alle Mütter wollten einmal wenigstens den Scherz haben, die Tochter im Mittelpunkte zu sehen.

Daß in einzelnen Häusern durchaus der Platz mangelte, um soviel Paare tanzen zu lassen, störte wenig dabei, denn einige fehlten doch immer. Die Generalprobe sollte beim Minister, beim Vater

von Gräfin Ines, stattfinden, damit wir auf demselben Boden wären, auf dem wir uns bei Gelegenheit des Balles zeigen sollten.

Die Sache wurde erst gegen Ende ernst genommen, weil unerwarteterweise plötzlich die Anwesenheit des Hofes zu jenem Balle beim Minister angesagt ward.

Also Gräfin Ines lernte ich damals kennen. Ich war ihr Partner dadurch geworden, daß der ihrige, der eigentlich für sie bestimmt war, sich als zu klein herausstellte. Der winzige, rundliche Regierungsassessor von Redlich sah geradezu komisch neben dem großen, schlanken jungen Mädchen aus. Unbegreiflich wie man überhaupt die beiden hatte zusammenbringen können.

Die erste Probe fand bei der Generalin von Sturm-Hainersdorf statt, deren Tochter zuerst mir zugedacht war, d. h. als Tänzerin natürlich. Für die Ehe war sie einem Offizier bestimmt — das wurde allgemein angenommen und man sprach davon sonderbar genug wie von einer toten Sicherheit — der sie auch richtig ein Jahr später heimführte.

Die alte Gräfin stellte mich ihrer Tochter selbst vor.

Wir machten uns gegenseitig pflichtschuldigst Verbeugung und Knix und schwiegen dann eine Weile.

Ich sah mir Gräfin Ines von der Seite an, und ich weiß mich noch bestimmt zu erinnern, daß ich eigentlich mein Schicksal verwünschte, das mich mit dem halben Backfisch zusammengeführt, statt mit einer der jungen Frauen, die mit tanzten.

Wir wechselten zuerst irgend ein paar gleichgültige Worte, bis ich so hinwarf:

— Amüsiert Sie nun eigentlich wirklich diese Quadrille?

Sie blickte mich groß an und sagte einfach:

— Warum nicht?

— Nun, ich finde im Grunde genommen die ganze Tanzerei doch ziemlich thöricht!

— Weshalb beteiligen Sie sich denn dann?

— Ach Gott, es gehört so dazu, Gräfin!

Doch Gräfin Ines meinte sehr entschieden:

— Ich glaube, wenn ich ein Mann wäre, so thäte ich nur was ich für nützlich hielte!

— Also so eine Quadrille würden Sie nicht für nützlich halten?

Einen Augenblick überlegte sie, dann entgegnete sie bestimmt:

— Für gewöhnlich — nein!

Wir konnten unsere Unterhaltung nicht fortsetzen, denn der Balletmeister Inrico vom Hoftheater, der übrigens aus Celle stammte und mit seinem bürger-

lichen Namen Hinrich hieß, klatschte in die Hände, uns zum Beginn zusammenzurufen. Er hatte das Einüben „aus Gefälligkeit" übernommen, mit der Sicherheit am Schluß — wie das üblich war — eine Kravattennadel oder sonst ein Schmuckstück zu erhalten.

— Bitte meine Herrschaften! Ein Moment! Aufpassen! tönte des kleinen, bartlosen Mannes hohe Stimme.

Die Paare strömten aus den Nebenräumen in den Salon und begannen sich zu ordnen unter dem gestrengen Auge der Generalin von Sturm-Hainersdorf, die geschäftig hin und her lief, ohne dadurch den Beginn im mindesten zu fördern.

Sämtliche Mütter und Ehrendamen sowie ein oder zwei Väter erschienen neugierig in den Thüren. Dann hielt Balletmeister Inrico eine feierliche Ansprache, worin er uns aufforderte, ihm seine Thätigkeit durch Fleiß und Ernst zu erleichtern.

Aus beidem wurde jedoch nichts, denn wie ich schon sagte: getanzt ward so gut wie gar nicht, und die Paare, die er „zur Einzelausbildung" vor hatte, faßten die ganze Geschichte von der allerheitersten Seite auf. Wir waren ja auch zusammengekommen, um uns zu unterhalten, keineswegs aber um uns ernstlich im Balletwesen auszubilden.

Nach der allgemeinen Ansprache wurden vier Paare zurückbehalten, die anderen dagegen vor der Hand bis auf weiteres beurlaubt.

Da hatte ich Gelegenheit meiner Dame näher zu kommen.

Wir blieben absichtlich im großen Salon sitzen. Gräfin Ines meinte nämlich:

— Wir wollen doch sehen, daß wir wenigstens zu zweit an die Reihe kommen, Graf Loobroich!

Ich war eher der Ansicht es möglichst aufzuschieben bis zuletzt, doch sie sagte als verstünde sich das ganz von selbst:

— Einmal müssen wir doch die Probe durchmachen. Je eher desto besser, dann können wir thun was wir nur wollen und lachen die anderen aus!

— Sind Sie wirklich so vernünftig, Gräfin?

Sie sagte, das habe sie von ihrem Vater, der es nicht leiden könne, wenn etwas unvermeidliches aufgeschoben würde.

Ich habe niemals selbst Autoritätsglauben besessen und ich wunderte mich deshalb darüber. Darum fragte ich sie:

— Sind Sie eine so gute Tochter?

Gräfin Ines verstand mich nicht. So erklärte ich ihr denn, ich schlösse das daraus, daß sie als

Erklärung für etwas was sie thäte die Ansicht ihres Vaters anführe.

Leise schüttelte sie den Kopf:

— O! Ich bin eigentlich gar keine so gute Tochter . . . aber mein Vater ist soviel älter wie ich, so erfahren und er hat es doch zu etwas gebracht in der Welt; da kann ich ihm schon solche Sachen aufs Wort glauben. Vielleicht werde ich später einmal, andere Ansichten haben. Das will ich nicht verschwören. Aber heute . . .

Wir blieben also im Salon. Während die vier Paare vor unseren Augen ihre Bewegungen ausführten, saßen wir dabei und unterhielten uns. Und ich fand in der kurzen Zeit immer mehr, daß ich es eigentlich gar nicht mit einem thörichten Dutzendgänschen zu thun hatte, sondern mit einem Menschen, der zufällig in Gestalt eines Backfisches von siebzehn Jahren einherging, mit dem sich aber reden ließ wie mit irgend einem guten Freunde auch, denn er besaß die beste Eigenschaft, die es giebt: Natürlichkeit. Ich wußte ganz genau, daß Gräfin Ines nicht anders sprach als sie dachte, daß sie sich nicht zierte aus falschem Gefühl, daß sie nichts sagte, was nicht vollkommen der Wahrheit entsprach, daß sie nicht kokett war, weil sie nichts erreichen wollte.

Und dann geschah mir etwas seltenes, in der

Unterhaltung mit einem jungen Mädchen: mir ging den ganzen Nachmittag auch nicht ein einziges Mal der Gesprächsstoff aus. Dabei waren es Dinge über die wir plauderten, die dem Gesichtskreis eines Mädchens ihres Alters vollkommen entsprachen. Aber die Art wie das erledigt wurde machte es, daß ich niemals das trostlose Gefühl hatte: hier reden wir blos um überhaupt zu reden. „Conversation" um jeden Preis, wie sie so oft vorkommt, ist mir zu schrecklich. Es ist mir von jeher ein unüberwindlich Unangenehmes gewesen einem Menschen gegenüberzusitzen, der spricht und dem ich antworte mit lächelnder Miene, während wir alle beide nur das eine Bewußtsein haben: „es ist ja so furchtbar Wurst was du mir sagst und was ich dir darauf antworte."

Wir tanzten dann als nächste mit noch drei anderen Paaren. Ich glaube nicht, daß der Balletmeister sonderlich mit uns zufrieden gewesen ist, denn die Generalin umkreiste uns fortwährend und nahm so ihrer Tochter, die unser Gegenüber war, jeden Rest von Unbefangenheit.

Gräfin Ines sagte leise zu mir:

— Mama würde das nie thun! Im Gegenteil in Gesellschaft ist es immer als ob sie mich gar nicht sähe!

— Das ist auch sehr gut, damit die jungen Damen selbständig werden.

— Ja, Sie haben recht. Vor allem aber, wenn eine verlegen ist, so macht sie das noch verlegener.

Mir kam wie sie das sagte unwillkürlich der Ausruf:

— Sie sind aber doch nicht verlegen! Sie nicht!

Eine ernste Bitte des Balletmeisters um mehr Aufmerksamkeit schnitt mir die Antwort ab. Als wir fertig waren gab ich meiner Partnerin den Arm. Ich fragte:

— Wohin soll ich Sie bringen?

Gräfin Ines bat, zu den älteren Damen geführt zu werden, denen sie sich auch zeigen müsse. Dort kam ich dann in ein Gespräch mit der Mutter, und der Tag war vorüber, denn kurze Zeit darauf war die Probe zu Ende.

Graf Loobroich schwieg wiederum, und keiner der Herren unterbrach ihn. Sie rauchten stumm oder leerten ein Likörgläschen Cherry Brandy. Aber als der Gastgeber noch immer zögerte von neuem zu beginnen, räusperte sich laut Mynheer van Zuylen. Sofort spann der Erzähler den Faden weiter, ehe ein Wort gefallen:

— Das nächste Mal traf ich Gräfin Ines natürlich wieder auf der Probe und zwar bei Frau von Sickerinck im „Hôtel Bellevue“ unmittelbar am „italienischen Dörfchen.“ Die Dame war die Witwe eines Rittergutsbesitzers aus dem Voigtlande. Sie war nach Dresden gekommen, um ihre beiden Töchter auszuführen und hatte sich dazu für den Winter im Hôtel einquartiert. — Der große Saal stand ihr für den Nachmittag zur Verfügung.

Balletmeister Inrico ließ auf sich warten. Er hatte wegen eines Ballets am Abend noch zu thun in der Oper, deren Interimsholzbau — das Theater war 1869 abgebrannt und wurde neuaufgeführt nach Sempers Plänen — unweit des Hôtels stand. Da der Klavierspieler jedoch schon da war und müßig vor seinem Instrumente saß, schlug Frau von Sickerinck, eine reizende, lustige Frau, die man für die ältere Schwester ihrer beiden Töchter hätte halten können, vor, zu tanzen.

Augenblicklich drehten sich die Paare im Kreise. Fräulein von Sturm-Heinersdorf mit ihrem vorherbestimmten Mann dem Leutnant . . . ich habe den Namen vergessen. Die beiden Sickerinck mit ein paar Reiteroffizieren, und ich mit Gräfin Ines. Sie tanzte sehr weich und leicht. Nur den Rheinländer, den der Regierungsassessor von Redlich

stürmisch verlangte, obwohl eigentlich alles dagegen war — tanzte sie schlecht.

Sie sagte es mir gleich:

— Rheinländer? Den kann ich nicht. Da bin ich nie dahinter gekommen.

Das erste junge Mädchen, das mir einen gesellschaftlichen Fehler eingestand!

Ich fragte wie es komme, da sie doch wirklich eine geschickte Tänzerin war.

Ohne irgendwelche Ziererei antwortete sie:

— Walzer, Galopp, Polka tanze ich gut. Aber das sind eben die einfachen. Polka Mazurka, Rheinländer und . . . wie heißt das . . . Krakoviak . . . oder so was . . . wir mußten es in der Tanzstunde lernen . . . das kann ich nicht.

Artig wollte ich widersprechen oder doch wenigstens sagen, daß es nicht schwer für sie sein werde diese Tänze durch Übung zu lernen, doch sie meinte plötzlich eigensinnig, während ihr eine leichte Röte bis an die dunklen Haare stieg:

— Und ich will das Zeug auch gar nicht lernen!

Mir war es als habe sie ganz leise mit dem Fuße auf das Parkett gestampft. Darum entfuhr mir unwillkürlich ein erstauntes:

— Gräfin!

Sofort sammelte sie sich wieder, kämpfte noch eine Sekunde mit sich und bekannte:

— Mein alter Fehler. Eigensinn. Wissen Sie was mein Vater immer sagt, wenn ich so bin?

— Nun?

Gräfin Ines machte ein weinerliches Gesicht und sprach im kindlich eigensinnigen Ton des „Struwelpeters," während sie mit dem Absatz den Boden schlug:

— Ich esse meine Suppe nicht — nein meine Suppe ess' ich nicht!

Natürlich mußte ich lachen und wir lachten herzlich beide.

Die nächste Probe fiel aus. Der Großvater der jungen Dame, bei deren Eltern wir eingeladen waren, starb. Das Telegramm hatten sie erst ein paar Stunden vorher bekommen, sodaß nur noch mit knapper Not abgesagt werden konnte. Ich hatte mich so sehr auf den Nachmittag gefreut, daß ich wütend war. Soviel wollte ich Gräfin Ines fragen, und nun sollte es nicht sein. Dabei gab es kaum eine Aussicht, sie zwischendurch zu sprechen, denn es war noch nicht die Zeit der Bälle. Die Proben aber besuchte sie allein von allen gesellschaftlichen Veranstaltungen. Zu Diners wurden nur die Eltern eingeladen, zu den Cafés oder Thees ihrer Freundinnen

ich nicht. Also blieb mir eigentlich gar keine Gelegenheit sie zu sehen, als etwa zufällig auf der Straße. Und dort traf ich sie nicht bis zur nächsten Quadrille.

Diese fand beim russischen Gesandten statt, Fürst Sabinoff-Dempsky, der auch eine Tochter ausführte. Der Fürst machte in seinem Palais an der Bürgerwiese ein sehr großes Haus, wobei er die vielen in Dresden wohnenden Russen häufig bei sich sah. Oder eigentlich „einlud,“ denn die Fürstin empfing allein, während er niemals erschien. Das war einmal so, man kannte es gar nicht anders und man war daran gewöhnt.

Gräfin Ines sagte sobald sie mich erblickte:

— Warum grüßen Sie mich denn nicht?

— Ich? Wieso?

— Ja Sie. Wir sind uns gestern am Altmarkt begegnet und Sie haben mich groß angeguckt, ohne mich zu erkennen.

— Unmöglich!

— Doch. Sie hatten eine Papierrolle in der Hand . . . Es war gegen drei.

Sie hatte recht. Um dreiviertel drei Uhr etwa hatte ich bei einem Antiquar auf der nicht weit vom Altmarkt gelegenen Oberseergasse, einen Kupferstich

erbeutet. Schon damals interessierte ich mich für derartige Kunstblätter:

— Aber mit Bewußtsein habe ich Sie jedenfalls nicht gesehen! Sonst hätte ich Sie doch gegrüßt.

— Natürlich, das glaube ich schon. Darf ich nicht Spaß machen? Es geschieht nämlich fortwährend, daß einen die Herren auf der Straße durchaus nicht erkennen wollen, vor allem wenn sie einen nur vom Balle her kennen. Denn im Ballkleide sieht man doch so anders aus, als in Hut und Straßenanzug. Aber auch so bei den Proben . . . und dann ging ich mit Tante Koser und nicht mit meiner Mutter . . .

Koser? Mir fiel mit Schrecken ein, daß Fräulein von Koser auch unter den Tanzenden war und ich mich ihr gar nicht hatte bekannt machen lassen, ebensowenig wie ihrer Mutter:

— Herr Gott! Ihre Frau Tante? Ich habe ganz vergessen mich ihr vorstellen zu lassen!

Gräfin Ines legte ihr Gesichtchen in ernste Falten:

— Schlimm! Aber ich weiß ein Mittel! Papa, der doch als Minister hunderte von Gesichtern kennen muß und absolut kein Physiognomiengedächtnis hat, giebt immer allen Leuten die Hand und sagt: „Ich freue mich außerordentlich Sie wiederzusehen!“ Auch wenn er keine Ahnung hat. Machen Sie es nur auch so!

Die eine Sickerinck näherte sich uns, aber wir

schüttelten sie schnell ab. Man hatte mit ihr keine ruhige Minute, denn das unverschämte Ding pflegte alles übel zu nehmen. Dann gingen wir zu Gräfin Ines' Tante, die mit ihrer Tochter neben der Fürstin Sabinoff saß.

Unterwegs sagte Gräfin Ines zu mir:

— Die Herren mögen die Lisbeth Sickerinck gern. Ich begreife das nicht, denn sie ist so oberflächlich. Und ihre Schwester Käthe ist unbeliebt und die ist doch so nett, so gut!

— Warum nett? Gut?

— Sie bekommen beide Taschengeld und müssen sich davon anziehen! Lisbeth braucht alles für sich, Käthe zieht sich mit der Hälfte an — freilich häßlich — aber die andere Hälfte verwendet sie für Geschenke an arme Leute. Sie ist so gut!

Ich zögerte noch, zu den Damen hinüberzugehen und erwiderte:

— Ja sehr schön, aber für sein Äußeres müßte ein junges Mädchen doch ein bißchen was thun.

— Finden Sie?

— Es ist doch eigentlich der Zweck der ganzen „Ausgeherei“ den Herren zu gefallen, um einmal unter die Haube zu kommen.

Gräfin Ines lachte:

— Na ich denke jedenfalls nicht daran. Ich will mich blos ein wenig amüsieren!

— Amüsieren Sie sich denn wirklich?

— Aber gewiß. Sehr gut sogar!

— Sie sagten doch bei der ersten Probe, als wir uns kennen lernten: wenn Sie ein Mann wären so würden Sie so eine Quadrille nicht für etwas nützliches halten?

— Für gewöhnlich — nein!

— Wie verstehen Sie das Gräfin?

Da stockte sie. Mir war es, als ob sie ein klein wenig rot würde, aber das ging vorüber und sie sprach einfach:

— Die Herren, denke ich mir, müssen doch einen Zweck haben. Papa sagt: auf die Bälle gelaufen bin ich in zwei Perioden meines Lebens. Einmal als ganz junger Mann, als Student und dann meine erste Zeit im Staatsdienst. Das gehört so dazu. Man muß sich umsehen und Schliff und weltmännisches Benehmen bekommen. Aber dann mußte ich arbeiten. Wer arbeitet, für den sind Bälle etwas überflüssiges. Später ging ich erst wieder auf einen Ball als ich mich verheiraten wollte, um mir eine Frau zu suchen. . .

Ich war doch nachdenklich geworden. Wir hatten uns statt unseren Weg zu den Damen fortzusetzen

in eine Ecke zurückgezogen, wo eine mächtige Palme ihre Riesenfächer überhängend ausstreckte. Ich fragte:

— Also Sie meinen — mit Ihrem Herrn Vater ... daß ... daß ... ich entweder aus einem dieser beiden Gründe ausginge, oder aber, daß mein Ausgehen nicht nützlich zu nennen sei?

Gräfin Ines antwortete sehr entschieden:

— Jawohl!

Nun wollte ich sie auf die Probe stellen, vielleicht sprach auch eine Spur von Eitelkeit aus mir:

— Wenn ich nun darnach zur Erkenntnis käme, reumütig in mich ginge, mein Unrecht, meine verlorene Zeit einsähe und alle Freuden dieser Welt abschwören wollte?

Sie nickte. Ich fuhr fort:

— Dann müßte ich jetzt erklären: es thut mir leid — ein Stellvertreter wird sich schon finden — ich werde mich nützlicher beschäftigen — ich tanze nicht weiter.

Ganz ruhig fragte sie:

— Was thäten Sie dann?

— Nun ... nun ... hm ... ich würde meine vergessene Geige aus dem Kasten holen und versuchen beim ersten Concertmeister der Hofoper

gründlich Violinunterricht zu nehmen. Ich spielte mal . . . nicht schlecht.

Ihre Augen leuchteten auf:

— Lieben Sie Musik, Graf Loobroich?

— Oh! Und wie!

Sie antwortete nicht, aber das schien sie außerordentlich zu freuen. Deshalb fragte ich:

— Sie auch Gräfin?

— Ja! Ja! sehr!

— Spielen Sie etwa Klavier? Oder singen Sie gar?

— Ich singe und spiele Klavier.

— Warum . . . warum . . . (ich fand nicht recht die Wendung) ist das nicht bekannt. Ich meine ich habe noch nie davon gehört!

Gräfin Ines lächelte und schüttelte den Kopf:

— Man muß nicht den Leuten mit seinen Künsten lästig fallen.

— Wollen Sie mir einmal etwas vorspielen, oder singen?

Ohne die geringste Ziererei erklärte sie:

— Es wird sich wohl bei meinen Eltern einmal Gelegenheit finden.

Gern hätte ich noch weiter gesprochen. Ich wollte sie fragen, was sie sänge und spiele, ich wollte von ihrem häuslichen Leben, von ihrem Vater etwas

hören, der in ihrem Empfinden eine so wichtige Stellung einzunehmen schien, — aber wir wurden durch den Balletmeister unterbrochen, der in die Hände klatschend sein: „Meine Herrschaften“ rief.

Während des Tanzes beteiligten wir uns natürlich an der gemeinsamen Unterhaltung und was wir zu einander sprachen war gleichgültig und oberflächlich wie es eben der Moment gab.

Diesesmal waren wir zuletzt an die Reihe gekommen und mit uns schloß die Probe. Ich verabschiedete mich von Gräfin Ines:

— Denken Sie Gräfin, daß ich gerade gestern, wo ich Sie nicht grüßte, im stillen gehofft hatte, Ihnen in der Stadt zu begegnen, und daß ich traurig darüber war, daß ich Sie nicht sah!

— Sie waren traurig?

— Ja! Deshalb komme ich ja so gern zu den Quadrillenproben.

Gräfin Ines schwieg. Ihre Mutter nahm sie mit sich.

Der Erzählende machte eine Pause, und Mynheer von Zuylen fragte ihn mit überlegenem Lächeln auf den bleichen Lippen:

— Warum hat denn Gräfin Ines nicht geantwortet?

Fast mit Schärfe gab Graf Loobroich zurück:

— Sie hielt es wahrscheinlich nicht für nötig, auf alles zu antworten.

Und Graf Ringsheim meinte fröhlich:

— Abgeführt Zuylen!

Der einzige, der nicht gesprochen war Baron Saint Potérêt. Im Dunkel seiner Ecke konnte man ihn nicht erkennen.

Nun begann Graf Loobroich von neuem, nachdem er einen Augenblick nachgesonnen:

— Ich muß ein Fragezeichen in meiner Erzählung machen. Ich kann mich nämlich einiger der Proben nicht mehr genau entsinnen. Das heißt, ich weiß wohl was ich mit Gräfin Ines gesprochen habe, jedoch mir sind die Namen der Leute entfallen bei denen wir probten Nur zwei habe ich noch ganz scharf in der Erinnerung. Die Generalprobe und einen Nachmittag bei Frau von Koser.

Kosers wohnten auf der Seestraße in einem alten Hause, das wie mir Gräfin Ines erzählt, der Familie schon seit Jahrhunderten gehörte. Ein mächtiger Saal, jedoch sonderbarerweise unmöblirt, nahm uns auf.

Balletmeister Inrico wollte endlich einmal alle Paare zusammennehmen, aber Fräulein von Kosers

Tänzer fehlte. Übrigens nichts besonderes, denn der Herr — er war Sekretär der österreichischen Gesandschaft — kam fast bei jeder Probe entweder eine halbe Stunde zu spät oder gar nicht.

Wieder gewann ich dadurch Zeit mit Gräfin Ines allein zu sprechen, da man mit dem Beginn notgedrungen wartete.

Es war mir aufgefallen, daß sie keine eigentliche Freundin zu besitzen schien. Wenigstens verkehrte sie mit den anderen jungen Mädchen nicht in der Weise wie man das zu sehen gewöhnt war. Sie tuschelte nicht mit ihnen, sie hatte keine wichtigen Geheimnisse zu verbergen, sie küßte sich nicht mit ihnen eine Ewigkeit ab, sie hatte nicht mit den einen Feindschaften gegen andere und ich hatte sie niemals einen Klatsch über andere junge Damen verbreiten und weitertragen hören.

Nur gegen ihre Cousine Koser war sie herzlich, gegen die übrigen einfach, liebenswürdig, natürlich zwar, aber anscheinend ohne Zärtlichkeit.

Darum fragte ich sie:

— Wer ist eigentlich Ihre beste Freundin unter den jungen Damen, Gräfin?

— Freundin?

— Jawohl Ihre Freundin!

Gräfin Ines hielt inne und ließ das Auge über

die Versammelten gleiten. Sie hatte einen sinnenden Ausdruck. Schließlich sagte sie mit schwerem Seufzer daß wir beide lachen mußten:

— Uff! Das ist eine Frage!

Ich ließ sie aber nicht so davon:

— Nun gestehen Sie einmal. Etwa Fräulein von Sturm-Heinersdorf?

— Um Gottes Willen nein ... die spricht nur immer von sich und ihrem zukünftigen Haushalt, als ob sie bereits verlobt wäre ... Für Freundschaft hat die gar kein Interesse ...

— Oder Prinzessin Sabinoff?

— Nein ... Sie ist älter und hat schon ihre Freundinnen ...

— Etwa Fräulein von Sickerinck II?

Da lachte sie laut auf. Es war auch nur ein Scherz von mir, denn die kam nicht in Betracht Lisbeth Sickerinck, die jedes Wort, jede Bewegung übel nahm ... Aber ihre Schwester? Gräfin Ines hatte einmal gemeint sie sei so nett, so gut ... Ich fragte:

— Und die andere? Fräulein Käthe von Sickerinck?

— Käthe ... ach Käthe! Ja! Nun ich möchte schon gern ... ich schon ...

— Aber Sie sind nicht befreundet mit ihr?

Traurig meinte sie:

— Nein! Sie will wohl nicht. Ich habe gehofft sie käme zu mir. Sie ist so gut . . . so gut . . . Ich kann mich ihr doch nicht nahen . . . Sie geht schon den fünften Winter aus . . . Und ich fange an . . . nein . . . Ich bin ihr wohl zu schlecht . . .

Sie hatte das ernst gesagt, so daß ich es eigentlich kaum für Scherz halten konnte. Und „Posieren“ that Gräfin Ines nicht. Das wußte ich. Die Erklärung gab sie selbst:

Ich bin wirklich bös. Käthe Sickerinck bat mich einmal um zwanzig Mark für irgend eine arme Familie zu Weihnachten. Vor ein paar Tagen war es. Ich muß mich auch anziehen von meinem Taschengelde. Mein Vater hat uns Kindern allen zeitig Geld in die Hand gegeben, damit wir damit umgehen lernten. Nun hätte ich es ihr geben können, wenn ich mein schönes Kleid für die Quadrille abbestellt hätte, und ein anderes genommen, das auch sehr hübsch ist mir nur nicht so gefällt. Ich habe es nicht gethan. Käthe ging fort. Sie weiß, daß ich es gekonnt hätte. Gestern Abend erzählte ich Papa die Geschichte und er gab mir das Geld.

Sie wird es nachher bekommen. Aber den Wert hat es doch nicht . . .

— Mit Fräulein Käthe von Sickerinck wären Sie also gern befreundet? fragte ich Gräfin Ines, die das häßliche, einfach gekleidete Mädchen auf der anderen Seite des Salons ansah. Gräfin Ines nickte:

— Ja . . . immerhin ja, wenn sie wollte. Vielleicht ist so eine Mädchenfreundschaft aber überhaupt Unsinn!

— Weshalb Unsinn?

— Das habe ich von Papa aufgeschnappt.

— Ihr Herr Vater hält nichts von Mädchenfreundschaft?

— Nein. Er sagt: Wenn du auch keine Freundin hast, das schadet nichts. Wenn du deinem Manne ein mal eine echte, treue Freundin bist, dann ists schon gut. Und ich sehe es an den Eltern. Die sind wirklich wie Freunde miteinander. Sie sagen sich alles.

Ich glaube meine Stimme zitterte als ich weiter fragte:

— Würden Sie denn mal Ihrem Manne eine echte, treue Freundin sein?

— Ja!

sagte Gräfin Ines. Ich fügte langsam hinzu:

— Möchten Sie einen finden, der diese Gesinnung versteht . . . das . . . das wünsche ich Ihnen!

Sie senkte einen Moment die Augen, sah mich aber dann wieder groß an:

— Ich würde nur einen Mann heiraten . . .

Plötzlich schlug sie die Stimmung um, lachte und rief:

— Was ich da für Zeug mit Ihnen rede . . . aber ich habe doch mal dran gedacht . . . das malt man sich alles so aus und dabei ist ja noch so viel Zeit und schließlich werde ich doch alte Jungfer . . .

Fast hätte ich eine Unvorsichtigkeit begangen, aber der Eintritt des österreichischen Gesandtschafts-sekretärs auf den sie warteten brachte plötzlich die Quadrille in Gang.

Bis zur Generalprobe bei Gräfin Ines' Vater zählte ich die Tage — die Stunden. Endlich kam der Nachmittag.

Der Minister wohnte am Georgsplatz, gerade gegenüber vom Kreuzgymnasium. Die Räume die dort für die Quadrille zur Verfügung standen, waren allerdings außerordentlich schön: deckenhoch und weit, dabei doch wohnlich.

Gräfin Ines' Eltern empfingen beide. Ich be-grüßte die Gräfin, eine hohe noch jugendliche Er-

scheinung, mit der ich mich sonst immer längere Zeit unterhalten hatte, weil sie auf jedes Thema einging. Diesmal küßte ich ihr nur die Hand, denn ihre Pflichten als Hausfrau nahmen sie zu stark in Anspruch.

Der Minister bewillkommnete mich und sagte scherzend:

— Legen Sie Ehre ein mit meiner Tochter! Kann sie denn tanzen?

— Es macht sich so Excellenz!

Der große Mann mit dem spitzen, grauen Kinnbart und dem energischen Profil, der mir immer erschien, als sei er aus einem alten Niederländer genommen, nickte mir freundlich zu. Dann ging er der eben eintretenden Fürstin Sabinoff-Dempsky entgegen.

Diesmal, als zur Generalprobe, war der Klavierspieler durch ein Orchester ersetzt.

Schon heute war ein solches Gedränge und Gewirr von Menschen, daß ich Gräfin Ines fragte, wo sie denn alle herkämen und wer denn eigentlich beim Balle noch mehr erscheinen sollte. Die ganze Überraschung ginge doch auf diese Weise verloren, wenn alle Welt die Quadrille schon vorher gesehen hätte.

Sie blickte sich um und meinte:

— Das sind alles Onkel, Tanten, Großeltern und Kinder, die zum Balle nicht eingeladen werden. Dann vor allem die Zofen und Schneiderinnen. Sie wollen ihr Werk bewundern!

Dabei schaute sie an ihrem Kleide hinunter und strich die Falten glatt. Erst jetzt wurde ich mir bewußt, daß sie ja im Kostüm steckte. Das spanische Gewand das Gräfin Ines trug, mit dem kurzen Seidenrock und dem Bolero paßte so vollkommen zu ihr, als habe sie niemals etwas anderes getragen. Ihr schwarzes Haar, das fast bläulich schimmerte, dazu die dunklen Augen! Darum nannte ich sie ja Gräfin Ines.

Ich selbst kam mir in meinem Toreroaufzuge eigentlich recht lächerlich vor. Denken Sie ein blonder Torero, mit meinem hellen Teint noch dazu! Unmöglich einfach!

Während ich Gräfin Ines Kleid betrachtete, fiel mir plötzlich das ein, was sie mir von dem Gelde erzählt, um das sie Fräulein von Sickerinck für die arme Familie gebeten:

— Ist denn das nun das teuere Kleid Gräfin? Oder ist es das um zwanzig Mark billigere?

Sie errötete flüchtig:

— Das heißt soviel als: Sie wollen gern wissen, ob ich nun doch noch das billige genommen

habe, obwohl mir mein Vater das Geld geschenkt hatte? Nun raten Sie mal. Was glauben Sie denn?

— Es ist das billigere.

— Weshalb?

— Ich glaube es.

— Wenn Sie sich nun irrten?

Ich verneinte, doch sie antwortete:

— Sie irren sich. Es ist das teuere. Sehen Sie, Sie halten mich für viel zu gut. So bin ich gar nicht.

Und als sollte sie ihre eigenen Worte widerlegen ward sie plötzlich von einer ganzen Schar Kinder umringt. Wie es schien jüngere Geschwister der andern jungen Damen oder kleine Vettern und Basen.

Ich blieb abseits stehen und beobachtete nur.

Gräfin Ines war ganz von den Kleinen umgeben, die sie liebkoste, die sie umarmte, küßte, aufheiterte. Während sie ab und zu einen der Jüngsten auf den Arm nahm, ihm etwas zu zeigen, führte sie ein älteres Mädchen oder einen Knaben bei der Hand. Und alle die Würmer groß und klein, die sie „Tante" riefen, schienen sich in ihrer Nähe wohl und ohne Verlegenheit zu fühlen.

Es war entzückend, wie sie mit den Kleinen umsprang und ich, dem Kinder bis dahin mindestens

gleichgültig gewesen waren, freute mich darüber und nahm Anteil an der Munterkeit der jungen Welt.

Endlich begann die Probe.

Sämmtliche Paare zogen sich hinter einen großen Vorhang zurück, der am oberen Ende des Saales gespannt war. Dort ordneten wir uns. Alle waren in verschiedenen Trachten, denn eine „Völkerquadrille" sollte es werden. Das war auf Wunsch der alten Fürstin Sabinoff so beschlossen worden, die ihre Tochter durchaus als Vertreterin Rußlands zeigen wollte. Sie erschien als „Bauermädchen aus der Krim". Sickerincks — die eine als „Norwegerin" — die andere, Käthe als „Voigtländerin." Das Kostüm besaß sie schon von früher, so konnte sie sparen — für ihre Armen. Fräulein von Sturm-Heinersdorf trug ein japanisches Kleid mit großer Schärpe, Schleife und einem Riesenfächer, den sie durchaus nicht zu handhaben verstand.

Die andern Damen stellten Italienerinnen, Engländerinnen, Türkinnen, Französinnen, dar. Sogar eine Afrikanerin war vertreten — jedoch mit blendend weißer Gesichtsfarbe und blonden Haaren. Sie hatte sich im letzten Augenblick geweigert ihr Antlitz schwärzen zu lassen.

Balletmeister Inrico stellte uns der Reihe nach auf. Dann marschierten wir, bei den Einleitungs-

takten der Quadrille, unter allgemeinem „Ah“, „Ah“ von Jung und Alt in den Saal.

Gräfin Ines neigte sich zu mir:

— Ich kann nichts dafür, aber mir macht es doch Spaß!

Und ich:

— Mir auch!

Dann schritten wir, stolz wie die Spanier daher, auf unseren Platz, und die Gegeneinanderbewegungen und Verschlingungen des Tanzes begannen.

Sie sprach kein Wort, denn sie war eifrig bei der Sache. Und ohne Unfall, ohne Verwirrung oder Fehler ging glücklich die Quadrille vorüber.

Wiederum stolz wie die Spanier, aber diesesmal nach überstandener Gefahr, noch stolzer, zogen wir unter den Klängen eines Marsches wie wir gekommen paarweise rundum durch den Saal.

Ein Wort aus den Zuschauern fing ich auf. Es ging, wie mir die Blicke verrieten, auf Gräfin Ines. Irgend jemand sagte:

— Sie sieht so blaß aus heute!

Unwillkürlich sah ich meine Tänzerin an, aber ich konnte dem unbekannten Beurteiler nicht Recht geben. Als wir uns hinter dem Vorhang wieder auflösten, schien es mir jedoch, als sehe sie in der That angegriffen aus.

Darum fragte ich:

— Fehlt Ihnen etwas Gräfin?

— Nein wie so? Was soll mir fehlen?

— Sie sehen müde aus!

— Ach, ich habe mich gestern ein bißchen erkältet, das wird's wohl sein!

Ein paar Minuten später verabschiedete sich alles. Die meisten hatten es eilig, da sie sich zu einem Ball am Abend umziehen mußten, den zur Eröffnung der Saison eines der Infanterieregimenter in seinem Casino gab.

Als ich wie die andern dem Minister meinen Dank abstatten wollte um zu gehen, hielt er mich zurück:

— Sind Sie denn auch auf dem Balle heute?

— Nein Excellenz! Ich bin mit keinem der Herren des Regiments näher bekannt.

— Dann bleiben Sie doch noch ein wenig!

Ich wies auf mein spanisches Costüm, das ich noch immer trug, mit der Absicht zu gehen. Aber der Minister wollte nichts davon hören, und Gräfin Ines versprach um mir Mut zu machen gleichfalls in ihrem Kleide zu bleiben.

Alles hatte sich empfohlen bis auf einen Neffen des Ministers, einen Herren von Queidt, der auch an der Quadrille beteiligt war. Er trug ein russisches

Bauerngewand als Partner der jungen Fürstin Sabinoff, und kam sich und uns darin äußerst komisch vor, weil die Blouse und die Beinkleider, die Sabinoffs eigens aus der Krim verschrieben hatten, ihm etwa doppelt zu groß waren.

Der kleine zierliche Herr von Queidt schien zu jeder Figur geeignet nur gerade nicht zu der eines derben, knochigen russischen Bauers.

Wir gingen in das Zimmer des Ministers hinüber und an diesem Abend hatte ich nun zum ersten Male Gelegenheit Gräfin Ines in der Häuslichkeit, in der Familie zu sehen. — Sie verlor dabei nicht. Ich fand zwischen ihr und ihrem Vater ein so reizendes, herzliches Verhältnis, wie ich es als Kind mit meinem eigenen Vater gehabt, der damals schon seit Jahren gestorben war.

Die Mutter, war still; sie schien sich als Zuhörerin an der Tochter zu erfreuen.

Es war ein eigentümliches Bild: der Minister in seinem Frack mit den Orden, seine Frau in ihrer modernen Abendtoilette und dazwischen zwei Spanier und ein russischer Bauer.

Gräfin Ines scherzte darüber:

— Papa, wir sollten uns alle so photographieren lassen!

Herr von Queidt widerstrebte:

— Nee hör mal, ich wenigstens nicht. Erst müßte mir meine Jacke enger gemacht sein!

Aber auch der Minister wollte gar nichts davon hören, sondern erklärte mir, er habe in den nächsten Tagen in der Kammer eine stark von der Oposition angefochtene Vorlage zu verteidigen:

— Denken Sie sich blos, wenn es nun meinen Gegnern gelänge, diese Fastnachtsphotographie zu erlangen. Die würde dann während meiner schönsten Rede von Hand zu Hand gehen!

Wir lachten und unsere Heiterkeit stieg noch, als Gräfin Ines auf einen Wink ihres Vaters vom Schreibtische eine Karikatur holte, die während einer der letzten Sitzungen ein Abgeordneter angefertigt. Sie stellte den Minister dar, von der Ministerbank aus sprechend, mit scharf emporgezogener linker Schulter.

Als ich das Blatt sah, wurde mir klar, was mich an ihm manchmal gestört hatte. Er hatte die Eigentümlichkeit, wenn er sprach die eine Schulter höher zu halten. Zwar nur wenig, aber immerhin so stark, daß man irgend etwas ungewöhnliches an ihm herausfühlte.

— Erkläre mal!

sagte der alte Herr lachend zu Gräfin Ines. Und sie begann:

— Also. Das ist nämlich eine lange Geschichte
Hm . . . hm . . .

Sie hielt inne und blickte ihre Eltern an, als meinte sie: soll ich auch wirklich alles sagen? Die Mutter redete ihr Mut ein:

— Du weißt, ja Papa macht kein Hehl daraus und vor Graf Loobroich brauchst du dich doch nicht zu fürchten.

Dabei sah mich Gräfin Ines Mutter mit einem Blick an, der bedeutete: er gehört ja so gut wie zur Familie.. Und das junge Mädchen erzählte:

— Papa überlegt sich immer sehr genau was er zu reden hat. Oft arbeitet er die ganze Nacht, um sich auf einen Redekampf in der Kammer vorzubereiten. Er stellt sich dann hier im Zimmer an den Schreibtisch und spricht, als ob er auf der Ministerbank säße. Einmal kam nun Papa vor . . . vor vielleicht zwei Jahren, als ich . . . nun . . . noch klein und dumm war, zurück und war sehr zufrieden mit sich. Er war durch Zwischenrufe unterbrochen worden und meinte er habe ganz den Faden verloren und nicht genau das gesagt, was er gewollt . . . Da war guter Rat teuer aber endlich kam Papa auf eine Idee . . .

In diesem Augenblick unterbrach sie ihr Vater, indem er sich zu mir wandte:

— Ganz so ist es nun zwar nicht. Laß mich mal lieber erzählen Kind. Ich kam gar nicht auf die Idee, sondern sie ... die da, das kleine Ding kam auf die Idee. Sie schlug mir nämlich ganz naseweiß vor, ich sollte ihr doch meine Reden zu Hause am Abend vorher halten und sie würde mich unterbrechen ... So wurde es auch. Seitdem ist sie mir unentbehrlich geworden. Da drüben mir gegenüber sitzt sie und unterbricht mich nun fortwährend durch Zwischenrufe, auf die ich gewöhnlich nicht höre, auf die ich jedoch manchmal antworte. Und es hat richtig geholfen. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, ich lasse mich heute durch keinen Zuruf mehr aus dem Text bringen.

Mir erschien die Mitarbeiterschaft von Gräfin Ines bei den Reden ihres Vaters so eigentümlich, daß ich wohl ein zweifelndes oder sehr erstautes Gesicht gemacht haben mußte, denn der Minister fragte mich sofort:

— Sie wundern sich wohl darüber wie sie das fertig bekommt?

— Jawohl Excellenz. Wenigstens wüßte ich — da ich die Kammersitzungen nicht verfolge — durchaus nicht, welche Einwürfe ich zu machen hätte.

Gräfin Ines lachte fröhlich laut auf:

— Ja, das ist eben auch mein Geheimnis.

Und der Minister fügte lächelnd hinzu:

— Es ist unglaublich schwer wie sie es macht. Sie könnte selbst in der Kammer sitzen.

Ich fragte danach, aber Gräfin Ines wollte durchaus mit ihrem Geheimnis nicht herausrücken bis der Minister es selbst verriet. Er gab mir noch einmal die Karikatur:

— Sehen sie mal das Ding an. Ausgezeichnet wirklich. Ich weiß welcher Abgeordnete es gezeichnet hat. Er sollte sich ganz darauf werfen, darin würde er wahrhaftig etwas leisten, denn in der Kammer leistet er nichts. Gesprochen hat er noch nie aber uns alle aufs Papier geworfen. Nun habe ich den Herrn nach der Sitzung ganz einfach um das Blatt gebeten und er hat mirs auch ruhig gegeben. Achten Sie mal hier auf die Schulter. Sehen Sie wie sie emporgezogen ist? Das ist mein Fehler. Eine verdammte Angewohnheit, die ich nicht loswerden kann. Und jemehr ich in Feuer gerate desto toller wirds. Jeder hat so was. Einer kaut den Bleistift, einer trommelt mit den Fingern, manche „webern" hin und her, immer von einem Fuß auf den andern . . .

Während er sprach war der Minister mehr und mehr in Affekt geraten und seine Schulter hob sich merklicher, denn vorher. Er wollte fortfahren:

— Wenn man mich aber daran erinnert, so komme ich . . .

— Schulter Papa! fuhr plötzlich Gräfin Ines dazwischen.

Es schien mir als wollte der Vater ernstlich böse werden, doch sie trat an ihn heran, legte ihm den Arm um den Hals und begann ihm die Wangen zu streicheln bis er mir erklärte:

— Sehen Sie so wirds gemacht. Das ist ihr Mittel, das ist ihr Zwischenruf, als ob man in der Kammer ruft: „Aha!“ von rechts, oder „beweisen!“ von links, oder „stimmt nicht“ irgendwoher. Aber zuerst wurde ich wütend wenn sie „Schulter“ rief, werde es auch noch, aber dadurch hat mich meine Tochter geheilt . . . Und nun, geh an die Arbeit . . . Kind . . .

Gräfin Ines gab ihrem Vater noch einmal einen herzhaften Kuß dann lief sie davon.

— Sie muß nämlich die Wirtschaft führen: Sie hat für den Thee zu sorgen! erklärte ihre Mutter.

Wir unterhielten uns dann über alles mögliche. Ich kann mich aber erinnern, daß auf diesem oder jenem Wege immer wieder das Gespräch zu Gräfin Ines zurückkehrte. Beide Eltern schienen mit großer

Liebe an der Tochter zu hängen und der Minister sagte ganz traurig:

— Ich wüßte gar nicht was aus uns werden sollte, wenn sie nicht mehr bei uns wäre. Und einmal werden wir sie doch hergeben müssen. Das ist nun so der Lauf der Welt. Alle Eltern fast, müssen darauf gefaßt sein und müssen einmal daran glauben. Es wäre ja auch egoistisch einer Tochter keine eigene Familie zu wünschen, nur um sie bei sich zu behalten.

Dann gingen wir in den Salon zurück, wo Gräfin Ines schon dabei war den Thee zu bereiten. Der Minister blieb mit dem, übrigens herzlich langweiligen und einsilbigen, Herrn von Queidt in seinem Zimmer zurück. Sie hätten noch ein paar Sachen zu besprechen.

— Philipp will Papa wahrscheinlich um Rat fragen!

meinte schmeichelnd Gräfin Ines, und sah mich lachend an.

Ich verstand sie nicht:

— Wieso Gräfin?

— Nun er will wahrscheinlich fragen, wie er es machen soll sein Bauernkostüm zu bezahlen. Papa antwortet dann für gewöhnlich in klingender Münze.

Jetzt begriff ich. Aber ich hatte angenommen der Anzug aus der Krim sei Sabinoffs Sache:

— Sabinoffs haben ihn doch aus eigener Machtvollkommenheit kommen lassen? Da ist das doch eigentlich ihre Sache?

Mutter und Tochter sahen sich verständnisinnig an, als wollten sie sagen: ja die sind nicht so! Und da fiel mir ein wie damals in Dresden das Gerücht ging, daß die junge Fürstin, um ein Mädchen zu sparen ihr Zimmer selbst reinigen müsse. Der alte Fürst war nämlich in einzelnen Dingen schmutzig geizig, während er für andere nur so das Geld zum Fenster hinauswarf. Ich erzählte den Damen davon.

Gräfin Ines fragte:

— Finden Sie denn das so schlimm, wenn ein junges Mädchen sich selbst um ihr Zimmer kümmert?

— Oh, nein, im Gegenteil! Gar nicht!

Die alte Gräfin sah mich fragend an und meinte:

— Wissen Sie denn auch, mein lieber Graf, daß meine Tochter ebenfalls ihr Zimmer macht?

Ich war doch etwas verblüfft und suchte mich möglichst aus der Klemme zu ziehen:

— Ja . . . nun ja . . . aber das hat . . . andere Gründe . . . wie bei Sabinoffs . . .

Der Minister, der mit Herrn von Queidt wieder eingetreten war, rief fröhlich:

— Allerdings! Unser Hausmädchen hat nämlich Rheumatismus . . . na . . . na . . . na . . . nicht wahr Kindchen? Scherz bei Seite, meine Tochter hat als kleines Mädchen schon angefangen ihr Zimmer in Ordnung zu halten. Da haben wir . . . ich . . . ich meine wir sind streng hinterhergewesen. So was kann gar nichts schaden. Staub wischen muß sie heute noch. Jawohl!

— Ach!

entfuhr mir nur.

Gräfin Ines sagte stolz:

— Jawohl und mein Bett muß ich selber machen und stets muß die Waschschale ausgegossen sein, und immer muß frisches Wasser im Krug sein.

Herr von Queidt scherzte:

— Na! Na!

Sofort sprang Gräfin Ines von ihrem Stuhl neben dem Theetisch auf, wo sie auf das Kochen des Wassers wartete:

— Philipp Du glaubst's wohl nicht? Bitte komm mit. Du kannst gleich nachsehen.

Aber „Philipp" der Vetter beruhigte sich auch so, und wir tranken unseren Thee. Dabei fiel mir ein, daß ich so ausgelassen, Gräfin Ines noch nicht gesehen und ich fragte deshalb:

— Sind Sie immer vernünftig Gräfin? Ich meine nie toll und voll Dummheiten gewesen?

Sie freute sich unbändig darüber:

— Wie kommen Sie darauf? Bin ich Ihnen zu gesetzt?

— Nein, das nicht, aber . . . ich möchte es wissen. Ich mache mir immer ein Bild von den Menschen, und Sie Gräfin kann ich mir nicht recht ausgelassen fröhlich vorstellen.

Herr von Queidt gab mir die Antwort:

— Oh! Sie sollten blos mal meine Cousine in Aussenwalde (so hieß das Lausitzer Gut ihres Vaters) sehen, wenn sie Purzelbäume über die Heuhaufen macht. Passen Sie mal auf . . .

Und plötzlich stand er auf und wollte sich unbemerkt an Gräfin Ines heranschleichen, aber sie gewahrte ihn bei Zeiten und entfloh unter Kreischen und Lachen. Sie hetzten sich im ganzen Salon herum immer um Tische und Stühle. Doch er bekam sie nicht. Er versuchte nach ihrem Haar zu fassen, aber ehe er zugreifen konnte, war sie davon. Wir lachten und riefen den beiden zu, wir warnten durch Zurufe. Wenn einer von ihnen nicht aufpaßte. Genug alles war in Bewegung. In wilder Jagd aber der russische Bauer und die Spanierin.

Ich fragte den Minister:

— Was will denn Herr von Queidt eigentlich?

Und prustend vor Lachen antwortete er:

— Die Haarnadel! Sehen Sie doch. Wenn er die herauszieht ist die ganze Frisur zum Teufel.

Plötzlich hustete Gräfin Ines, ein, zwei, mehrmals. Sie blieb stehen und preßte sich die Hand auf die Brust. Unsere lärmende Fröhlichkeit war verstummt. Die Mutter erschrak:

— Was ist Dir denn?

Gräfin Ines lächelte ein wenig gezwungen:

— Ach nichts weiter. Ich bin erkältet.

Die Eltern beruhigten sich und wir kamen schnell darüber hinweg.

Bald war alles wieder vergessen. Und nun sollte ich endlich Gräfin Ines Klavier spielen hören. Singen wollte sie nicht. Sie sei heiser. Es war wohl auch kein Vorschützen um dem zu entgehen, denn wir hatten ja eben vernommen wie sie hustete und bei ihrer Natürlichkeit würde sie sich auch nicht geweigert haben.

Zuerst begleitete sie den kleinen Queidt, der mit wirklich schöner Stimme, jedoch allerdings ohne die geringste Schulung ein paar Lieder vortrug. Dann spielte sie allein.

Ihr Vater, offenbar sehr musikalisch wie ich aus seinen Bemerkungen entnahm, jedoch selbst nicht musicierend, saß neben dem Klavier und lauschte.

Herr von Queidt wendete die Seiten und die Frau des Hauses lehnte in der Sofaecke.

Gräfin Ines spielte wirklich gut. Vor allem mit tiefem Gefühl und einem fast singenden Anschlage. Schumann schien ihr am besten zu liegen. Aber auch anders geartete Compositionen wußte sie schön wiederzugeben. Es mißlang ihr wohl einmal etwas, sie blieb sogar einmal in einem Octavengange hängen, aber das störte nicht den Eindruck, denn mit einem Scherz ließ sie einfach den Takt fort.

Als sie endlich einen spanischen Tanz vortrug, war die Illusion vollkommen. Die schwarzhaarige Mädchengestalt mit dem brünetten Teint und den dunklen Augen in ihrem spanischen Kleide! Der Name paßte so zu ihr, als könnte sie gar nicht anders heißen als: Gräfin Ines.

Die Nacht war längst hereingebrochen, als ich ging. Und auf dem ganzen Heimwege in der Droschke, die mich entsetzlich langsam über das holprige Pflaster rüttelte, dachte ich an den Familienkreis, dem ich eben näher getreten, und als ich mein ödes Junggesellenheim betrat, da überkam mich förmlich ein Heimweh nach diesen lieben Menschen. In mir stieg brennend der Gedanke auf: wenn du das auch haben könntest! Und ich wurde mir quälend des

Unbefriedigtseins bewußt, das mich zum ersten Mal bei mir durchströmte, ganz allein in meinen stillen Zimmern.

Ich hatte immer die jungen Mädchen verlacht, ich hatte die bemitleidet fast, die mit einem solchen dummen, albernen Ding sich verbunden hatten, um sich ein Leben hindurch zu langweilen.

An diesem Abend wußte ich, daß es Ausnahmen gab, daß man nur ernstlich suchen mußte, um zu finden. Und lange Zeit lag ich noch wach und träumte und sann und dachte an die Zukunft. Und im Gedanken an den Quadrillenabend zwei Tage später, wo ich Gräfin Ines wiedersehen sollte, schlief ich ein ...

Und nun meine Herren — — — hoffe ich, werden Sie mir zugeben, daß es junge Mädchen dennoch giebt, die Ausnahmen bilden von dem Schema, unter das wir uns gewöhnt haben, sie zu zählen ...

Es ist lange her, daß ich zufällig jener auf meinem Lebenwege begegnet bin ... lange ... lange ... ja ... aber ... ich bin ihr doch begegnet ...

Graf Loobroich schwieg und es herrschte eine Weile Stille im Raum. Der Erzähler stützte beide Arme auf seine Knie und verbarg die Stirn in

den Händen, als ob er noch an die Vergangenheits-bilder dächte, die er eben heraufbeschworen.

Mynheer van Zuylen hatte gespannt zugehört. Nun sagte er:

— Ihre Geschichte ist nicht zu Ende, lieber Graf!

Graf Loobroich nickte nur, aber auch Graf Ringsheim erklärte sich nicht befriedigt:

— Sie sind uns noch die Quadrille selbst schuldig!

Doch der belgische Gesandte schüttelte langsam den Kopf, während er träumerisch vor sich hin sah:

— Die Quadrille hat nicht stattgefunden.

Die Herren fragten warum und Graf Loobroich sprach gedehnt:

— Gräfin Ines war krank geworden. Jene nicht beachtete Erkältung, deren erste Anzeichen wir an dem Abend bemerkten, entwickelte sich, über Nacht fast, zu einer Lungenentzündung. Die Festlichkeit mußte abgesagt werden.

Leise warf Mynheer van Zuylen ein:

— Sie wurde wohl verschoben?

Doch Graf Loobroich richtete sich auf:

— Gräfin Ines hat die Krankheit nicht überlebt.

Dabei erhob er sich und schritt dem Fenster zu,

während seine Hand wie zufällig mit der Uhrkette spielte, an der ein einfacher Goldreif hing, wie ihn, schmucklos nur mit einem kleinen Stein, junge Mädchen wohl zu tragen pflegen. Er schlug den Store zur Seite und blickte in die Nacht hinaus, wo die Sterne schon verschwanden, um dem Tagesgestirn Platz zu machen.

Keiner sprach ein Wort, bis sich Saint-Potérôt aus seiner Ecke aufraffte und gedämpft zu den anderen sagte:

— Es ist spät geworden! Wenn wir an den Heimweg dächten?

Voßstraße 87.

Ahnungslos saß ich bei der Arbeit am Schreibtisch, als mein Freund Gall hereinplatzte. Er war vollkommen außer Atem:

— Du höre mal mir ist was Blödsinniges wieder passiert!

— Was denn?

— Mein Vetter Zostenn, Jobst von Zostenn, hat sich verlobt!

Ich fand darin nun nichts so gar „Blödsinniges“ und meinte deshalb:

— Na, da gratuliere ihm also!

— Das kann ich doch unmöglich auch noch!

— Warum denn nicht?

— Deswegen komme ich ja. Ich will dich ja eben um Rat fragen!

— Da schieß doch los!

Er zog sich einen Stuhl heran und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dann hielt er mir die Rechte entgegen:

— Wort, daß du schweigst!

— Wort!

— Also denke dir. Ich bummle vor . . . na also einiger Zeit so die Friedrichstraße runter, da fällt mir plötzlich ein Frauenzimmer auf.

Leise machte ich nur: „Aha“. Aber er schien das gar nicht selbstverständlich zu finden:

— Weißt du . . . wenn mir mal eine auffällt, dann muß es doch auch was . . . na einfach was ganz Hervorragendes sein! Einfach was Außergewöhnliches!

— Dann muß es außergewöhnlich viel außergewöhnliche Frauenzimmer in Berlin geben!

Pikiert fuhr er auf:

— Warum?

— Weil du jeden Tag . . .

— Nun mache mal keine faulen Witze, sondern laß mich erzählen. Versprich zuerst mich ruhig ausreden zu lassen! Wort?

— Wort!

Wieder wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Endlich kam er in das richtige Fahrwasser:

— Also mir fiel auf der „rue Frédérique“ ein Frauenzimmer auf. Hübsch selbstverständlich. Schwarzes Haar. Vor allem aber ein so außerordentlich vornehmes Gesicht. Du weißt, ich liebe

das. Dann ganz erste Klasse angezogen. Übrigens war es abends. Das ist aber ganz Wurscht. Jedenfalls konnte sie auch das Licht vertragen. Ich also natürlich stiefele ihr nach. Warum auch nicht? Ich wollte bloß mal sehen, welchen Eindruck sie so auf die Leute machen würde. Natürlich blieb alles stehen und drehte sich um. Die Damen wegen der Toilette, die Herren wegen . . . na . . . weswegen man sich eben umsieht! Sie geht nach den Linden zu. Ich nach. An der Behrenstraße biegt sie ein, dann die Wilhelmstraße weiter, aber zurück nach der Leipziger. Endlich schwupp ist sie in der Voßstraße. Dort kommt sie bis Nr. 87, und ist verschwunden. Voßstraße? Hinterhaus is nich. Nur drei Parteien, wie es scheint, im Hause! Da ist nichts zu wollen, denke ich. Aber wer nicht wagt, auch nicht gewinnt. Ich gehe also ins Bellevuekaffee am Potsdamerplatz und lasse mir einen „Kaffee schwarz“ geben. Dann sage ich dem Kellner:

— Bitte bringen Sie mir das Adreßbuch!

— Teil eins oder zwei?

— Wo die Straßen drinstehen!

Im Adreßbuch blättere ich nun umher. Endlich habe ichs. Voßstraße 87. E. = Eigentümer: Wirklicher Geheimrat von Hildebrandt, dann „von Harries“, dann „Köhner, Direktor der havelländischen

Boden-Kredit-Bank", und „Müller". Sie war also entweder Frau Köhner oder Frau von Harries oder Frau von Hildebrandt oder Frau Müller. Aber Müller hieß wohl der Portier. In der Voßstraße wohnt kein „Müller" ohne irgendwas. An dem Abend war es nun nichts mehr, aber ich konnte ja warten. Am nächsten Tage erschien ich also gegen Dunkelwerden in der Voßstraße. An allen Fenstern von Nr. 87 waren die Rollläden dicht geschlossen. Das Haus machte eigentlich den Eindruck von unbewohnt. Ich lief zwei Stunden auf der gegenüberliegenden Seite auf und ab. Kein Mensch zeigte sich.

Zweimal wurde ich gestört und zwar sehr unangenehm. Zuerst kam mein Onkel Ernst — weißt du der aus dem Kultusministerium. Ich wollte auf die andere Seite gehen, aber er erkannte mich:

— Was machst du denn hier?

— Ich warte auf meinen Hund!

Kann man was Blödsinnigeres antworten? Aber so ist man in solchen Lagen. Onkel Ernst war nicht dumm. Er ging sofort weiter und meinte nur augenzwinkernd:

— So! Dem hast du wohl hier Rendezvous gegeben?

Und nun kommt das ganz Verdrehte: kaum

ist Onkel Ernst in der Königgrätzerstraße verschwunden, als wahrhaftig meine große Dogge „Lümmel“ auftaucht, und mich so lange umspringt und umbellt bis die ganze Straße voll Menschen steht. Mir blieb gar nichts übrig, als den Köter nach Haus zu bringen. Natürlich gab ich nun die ganze Geschichte verloren. Aber dennoch versuchte ich mein Glück nochmals und lief so gegen neun wieder durch die Voßstraße. „So blos mal durch“ dachte ich. Hilfts nichts, schadets auch nichts. Doch es half. Wahrhaftig ich traf sie. Ganz anders angezogen, aber wieder erste Klasse. Sie schien eben auszugehen. Natürlich ich nach. Sie ging diesesmal anders rum nämlich nach der Tiergartenstraße, und an der Lennéstraße bog sie rüber nach dem Tiergarten zu. Gerade vorm Lessingdenkmal dreht sie sich plötzlich um und fragt mich:

— Wünschen Sie etwas?

Ich ganz erschrocken antworte nur:

— Nein, warum?

— Weil Sie mir fortwährend nachlaufen!

— Stört sie das gnädige Frau?

— Ja!

— Warum?

— Es schickt sich nicht!

— Das ist Ansichtssache!

— Oh, bitte sehr.

— Allerdings, denn nach meiner Ansicht ist gar nichts dabei.

— So?

— Ja!

Dann schwiegen wir, aber ich ging nun einmal neben ihr, also konnte ich doch nicht so mir nichts dir nichts abreisen. Das wäre unartig gewesen und ich bin immer artig gegen Damen, das weißt du ja! Wäre ich nun einfach so weiter gelaufen, so wäre es unschicklich gewesen. Wenn man einer Dame aber bekannt ist . . . ist ja gar nichts dabei. Ich stellte mich also vor:

— Gnädige Frau, darf ich mich bekannt machen . . .

Dann sagte ich meinen Namen, aber so, daß man statt „Gall“ ebensogut „Bum“ oder „Mumm“ verstehen konnte. Weißt du, man muß vorsichtig sein. „Name ist Schall und Rauch“ sagt wohl . . . Schiller . . . oder wars Goethe? . . . Genug sie nickte und nun war ja unsere Stellung zu einander selbstverständlich eine ganz andere. Wir waren ja bekannt. Ich fragte sie also, ob ich sie bis zu ihrem Ziel begleiten dürfe? Sie nahm das gern an. „Bei der Unsicherheit hier am Tiergarten“, meinte sie. Und ich fügte hinzu:

— Allerdings, denn neulich fing die Polizei im

Tiergarten einen Strolch, der sich nach eigenem Geständnis seit einem halben Jahre nicht mehr gewaschen hatte!

— Das habe ich auch gelesen. Sogar seit dreiviertel Jahren!

— Verzeihen Sie, gnädige Frau, seit einem halben Jahre.

Sie versteifte sich plötzlich darauf, es seien dreiviertel Jahre gewesen. Nun kennst du mich: Widerspruch von Weibern kann ich nicht vertragen. Dazu ist in solchen Lagen der Gesprächsstoff schwierig. Ich machte also eine Riesengeschichte, ereiferte mich kolossal und rief:

— Das weiß ich nun ganz bestimmt! Ein halbes Jahr!

— Nein, dreiviertel Jahr!

— Ein halbes!

— Dreiviertel!

— Wollen wir wetten?

Sie lachte, zögerte und sagte endlich:

— Um was?

— Um die Ehre, gewonnen zu haben.

— Gut.

Da sie mich nun ganz unbefangen, lächelnd ansah — es war ja übrigens selbstverständlich, denn

wir waren ja nun gesellschaftlich mit einander bekannt — wagte ich einen Geniestreich:

— Gnädige Frau, eine Wette muß doch entschieden werden!

— Gewiß.

— Am besten gleich!

— Nun ja!

— Wohin befehlen Sie dann, daß ich Sie geleite?

— Oh, ich wollte nur mal Luft schnappen!

— Sie haben also kein Ziel?

— Ich werde bald heimkehren.

— Aber unsere Wette?

— Ja so!

— Wenn Sie erlauben, sehe ich sofort in der Zeitung nach!

— Gut!

Nun erzählte ich ihr, daß im „Restaurant Royal“ „Unter den Linden“ die alten Zeitungsnummern aufbewahrt würden. Dort könnte ich suchen. Ich sei da bekannt, da ich täglich dort äße. Ich schloß:

— Sie müßten also so gut sein, gnädige Frau, mir zu erlauben, daß ich Sie dahin brächte.

Da zögerte sie doch. Aber ich ging gar nicht darauf ein, sondern rief sofort eine Droschke erster Güte an. Man muß männlich auftreten. Wer

viel fragt, wird viel berichtet. Nichts ist törichter als lange Sentimentalitäten in solchen Lagen. Nur nicht die Damen unterschätzen. Thatkraft imponiert immer.

Als wir den Linden zurollten, fragte sie:

— Ist es nicht eigentlich Unrecht, was ich thue?

— Warum denn nur, gnädige Frau?

— Ich kenne Sie doch eigentlich gar nicht!

— Aber wir sind ja gesellschaftlich mit einander bekannt geworden! Das verpflichtet. Es wäre doch geradezu unartig von mir, einer mir bekannten Dame nicht behilflich zu sein!

Das leuchtete ihr vollkommen ein. Nur auf der großen Treppe im „Royal" zögerte sie noch einmal. Doch meine Beruhigung half:

— Es handelt sich ja nur um einen Augenblick!

Oben an den Stufen, wo die Ausstellung lieblicher, gaumenreizender, exotischer Früchte einen anlacht, empfing uns sofort der Diener, um die Garderobe in Empfang zu nehmen. Ich winkte ab. Halblaut wandte ich mich an meine bekannte Unbekannte:

— Gnädige Frau, gesellschaftlich richtig wäre es natürlich, wir gingen vorn in den allgemeinen Eßsaal, aber . . . wissen Sie, dort könnten wir doch anstandshalber nicht anders, als etwas genießen. Wenn es Ihnen recht ist, treten wir für

eine Minute . . . hinten in eines der kleineren Zimmer. Das verpflichtet zu nichts.

Sie war offenbar sehr gerührt über mein Zartgefühl und der Kellner, mein alter Freund Horn — übrigens der beste cabinet particulier-Kellner in Berlin — öffnete uns schweigend Nr. 7. Er ließ das elektrische Licht erstrahlen. Ich begann:

— Es handelt sich nämlich um eine Wette. Vor einiger Zeit stand in den Blättern eine Notiz, es sei im Tiergarten bei einer Razzia auf Gesindel ein Mensch aufgegriffen worden, der sich seit langer Zeit, wie er gestand, nicht gewaschen hatte.

Horn verbeugte sich verständnisinnig:

— Sehr wohl, Herr . . .

Horn ist nämlich sehr diskret. Er sagt nie einen Namen, und thut nie, als ob man in den cabinets particuliers bekannt sei. Das ist ja in der That manchmal störend. Ich fuhr fort:

— Nun behauptet die gnädige Frau, der Mensch habe sich seit dreiviertel Jahren nicht gewaschen. Ich behaupte, nur seit einem halben Jahre.

Horn dachte einen Augenblick scharf nach, dann sagte er:

— Ah so, richtig. Ich erinnere mich. Das kann vielleicht vor einem Monat in den Blättern gestanden haben.

— Ja so etwa. Nicht wahr, gnädige Frau?

Sie hatte sich neugierig umgesehen und vor allem den großen, namenbekritzelten Pfeilerspiegel des Zimmers lange Zeit studiert, nun fuhr sie auf mit leichtem Anflug von Verlegenheit:

— Jawohl, vor vielleicht einem Monat!

Horn sagte, wieder sich verbeugend:

— Sehr wohl gnädige Frau!

Und dann:

— Ich werde sofort in den Zeitungen nachsehen. Wenn die Herrschaften vielleicht sich einen Augenblick gedulden wollen.

Der Kellner war hinaus. Ich bat die gnädige Frau Platz zu nehmen. Wir unterhielten uns immer noch über das Problem des Waschens. Sie sah dabei so reizend aus, daß ich ihr am liebsten um den Hals gefallen wäre. Doch ich erinnerte mich rechtzeitig unserer gesellschaftlichen Stellung zu einander. Endlich begann der Stoff mager zu werden nnd als sie auf meine letzte Zuflucht:

— Man behauptet, daß die Höhe des Seifenverbrauchs ein Kulturmesser sei, gar nicht antwortete, beschloß ich ein anderes Thema zu wählen:

— Gnädige Frau, wollen Sie nicht für den Augenblick lieber Ihre Pelerine ablegen? Es ist hier sehr warm, draußen kühl. Sie werden sich erkälten.

Gerührt durch meine Fürsorge, erlaubte sie mir, ihr den Umhang abzunehmen. Nun erst bemerkte ich ihre enge Taille und ihre köstliche Figur. Wahrscheinlich machte ich diese Bemerkung zu auffallend, denn sie fragte:

— Was haben Sie denn?

— Interesseloses Wohlgefallen!

Damit warf ich meinen cover coat ab und legte ihn auf einen Stuhl. Sie meinte nur:

— Kann bei einem Manne ein Wohlgefallen wirklich interesselos sein?

Ich hatte die Frechheit zu antworten:

— Das sehen Sie doch an mir!

Und diese Beruhigung gab ihr wahrscheinlich den Mut, sich ihres Schleiers zu entledigen:

— Es ist unerträglich heiß.

Sofort machte ich ein Fenster auf. Dann setzten wir uns an den Tisch einander gegenüber. Sie stöhnte plötzlich:

— Mein Gott, ich denke daran, wenn uns jemand hier sähe.

— Das ist doch unmöglich.

— Ja freilich!

— Und ich habe mich Ihnen doch bekannt gemacht, und mit einer Dame, die ich kenne, kann ich doch einmal in der Zeitung etwas nachsehen.

— Na, ich bin doch zweifelhaft . . .

Mit größter Sicherheit verwischte ich ihre Bedenken:

— Nein, gnädige Frau, wirklich in solchen Fragen können Sie sich ganz auf mich verlassen!

Da erschien Horn wieder. Er klopfte zuerst vorsichtig an der Thür.

— Nun, haben Sie gefunden? fragte ich.

Er zuckte die Achseln:

— Es sind sechs Tagesblätter durchzusehen. Ich bin erst mit einer Woche fertig . . . Vielleicht darf ich immer bestellen?

Dabei legte er die Speise- und die Wein-Karte auf das Tischtuch. Ich schob sie entrüstet zurück:

— Nein, wir wollten . . . nur die Wette entscheiden . . . wir haben keine Zeit . . .

— Sehr wohl . . . Ich werde weiter suchen. Horn verschwand.

Durch meine bestimmte Ablehnung des drohenden Soupers hatte ich augenscheinlich ihr volles Vertrauen gewonnen, denn sie sagte:

— Der arme Mensch. All die Mühe, die er sich für uns giebt . . .

Und nun faßte ich einen Entschluß:

— Gnädige Frau, wissen Sie, eigentlich geht es doch nicht so . . . Einfach so'n Thaler in die

Hand drücken für sein Suchen, das geht nicht. Der Mann ist hier sozusagen Geschäftsführer. Bezieht seine Prozente. Es wäre im Grunde genommen nur recht und billig, wenn ich was bestellte.

Sie erschrak:

— Das geht doch nicht gut.

— Warum nicht? Einfach pro forma! Nur um was zu thun! Wir brauchen ja nichts zu genießen.

— Ja, das wäre vielleicht ganz gut.

Sofort klingelte ich:

— Eine Flasche ... Sekt ... Was denn gleich ...

Horn schlug vor:

— Ein süßer Champagner vielleicht? Damenwein?

Sie wehrte sich:

— Ich trinke nichts.

Horn verbeugte sich:

— Sehr wohl. Und welche Marke?

— Pommery extra dry.

— Sehr wohl!

Als wir allein waren, machte ich ihr ernstliche Vorwürfe, so schroff gesagt zu haben, daß sie nichts tränke. Sie brauchte es ja einfach stillschweigend nicht zu thun. Ich guckte sie mir wieder dabei an.

Wahrhaftig, so was hatte ich doch bisher nicht gesehen. Ich zitterte förmlich vor innerer Erregung, was nun eigentlich werden würde. Das war ja ganz das, was ich mir immer geträumt. „Ein feiner Coup," wie man sagt. Aber bei dieser Sicherheit, die sie hatte, die doch vornehm dabei blieb, war eben wohl nichts zu wollen.

Horn brachte den Pommery.

— Haben Sie die Zeitung gefunden? fragte ich ihn, während er die Flasche entkorkte.

— Verzeihung. Ich habe schon die Nummern von zwei Wochen durchgesucht. Ohne Erfolg — bisher.

Er ging sofort wieder, um zu suchen, nachdem er mir mein Glas eingeschenkt. Es perlte so schön auf dem Tisch, dazu die Farbe. Du kennst mich ja — Pommery extra dry vor sich und stehen lassen? Nee. Dazu fiel mir ein, daß ich doch unhöflich war, wenn ich nicht den lockenden Schaumwein auf die Gesundheit meines schönen Gegenüber getrunken hätte. Ich hob also die Schale:

— Gnädige Frau. Ich fürchte, Sie möchten mich für wenig galant halten, wenn ich nicht wenigstens einen Schluck auf Ihr Wohl tränke.

Sie verneigte sich ein wenig und schien un-

schlüssig zu sein, was sie antworten sollte, schließlich meinte sie schelmisch.

— Da müßte ich Ihnen wohl eigentlich Bescheid thun?

— Aber mit Vergnügen.

Das war ein Wort. Augenblicklich füllte ich ihr ein Glas und „Kling" klirrten die Schalen aneinander. Übrigens hatte sie einen guten Zug, der Wein war herunter „wie's Donnerwetter". Er war vorzüglich und eiskalt.

— Bravo gnädige Frau! sagte ich, das war ein Schluck. Allerhand Hochachtung!

Sie lächelte nur, dann aber wurden ihre schönen Züge plötzlich ernst und sie griff sich an die Taille. Besorgt sprang ich auf. Sie war ganz blaß geworden.

— Was ist Ihnen denn, gnädige Frau?

— Ach — nichts. Es wird schon vorüber gehen. Nur eben . . .

— Kann ich irgend etwas thun?

Sie lächelte blos ein wenig wie in Schmerzen, schüttelte ihr süßes, feingeschnittenes, vornehmes Köpfchen und antwortete:

— Der kalte Champagner ist es in dem leeren Magen!

— Essen Sie doch eine Kleinigkeit! Sie müssen eine Spur genießen . . .

— Danke wirklich. Das will ich ja gerade nicht. Es geht schon vorüber!

Aber ich beruhigte mich nicht dabei, sondern klingelte sofort dem Kellner:

— Der gnädigen Frau ist der Sekt nicht bekommen.

— Vielleicht Natron gefällig? Wir haben immer welches vorrätig!

— Nein, nein lieber was zu essen!

Sie wehrte sich nochmals, aber mir lag ihre Gesundheit natürlich mehr am Herzen als oberflächliche Galanterie:

— Schlagen Sie mal was zu essen vor!

Horn war sofort entschlossen: eine „Brüsseler Poularde“ sei das einzige in solchen Fällen. Aber darüber war sie ganz außer sich. So schlug er denn einen „Timbal von Krebsen“ vor. Da sie aber auch das nicht wollte, so machte ich kurzen Prozeß und sagte dem Kellner einfach:

— Ich überlasse es Ihnen.

Horn verbeugte sich.

— Sehr wohl. Ich werde ein kleines Souper arrangieren.

Ihr Zetergeschrei über diesen Gedanken verhallte

wirkungslos, denn der Kellner war längst draußen. Nun aber hielt ich es an der Zeit energisch zu werden. Einer eigensinnigen Kranken gegenüber muß man andere Saiten aufziehen. Ich hielt ihr also eine fulminante Rede. Du weißt ja, das kann ich. Ich sagte:

— Gnädige Frau! Jetzt warten sie mal ganz ruhig ab, wie die Dinge sich entwickeln werden. Wenn Sie krank sind und durch meine Schuld — da es Ihnen doch so schlecht bekommen ist auf mein Wohl zu trinken — also wenn Sie krank sind, dann müssen Sie sich auch pflegen lassen und die konventionellen Rücksichten hören dabei auf. Wenn es auch noch so unpassend sein sollte. Jetzt wird gegessen und zwar ordentlich. Das sage ich Ihnen. Übrigens sind Horns „kleine Soupers“ einfach großartig!

Sie war ganz still geworden. So ergeben in ihr Schicksal saß sie da, die süße, kleine Frau. Und ich muß gestehen, ihr Schicksal war gar nicht übel, denn Horns „kleines Souper“ war wirklich großartig. Zuerst wollte sie nicht recht essen. Aber es machte sich allmählich. Sie meinte zwar bei jedem Bissen:

— Ist es nicht eigentlich schlimm von mir?

Oder:

— Was müssen Sie denken?

Da ich ihr aber erklärte „ich fände gar nichts dabei", so verlor sie allmählich alle Scheu und ließ sich das Souper recht gut schmecken. Sie trank sogar noch zwei Schalen Sekt. Dann aber wollte sie nicht mehr.

Wir waren allmählich derartig guter Laune geworden, daß wir die Wette längst vergessen hatten, und als wir „homard à l'américaine" aßen, bestellte ich ich eine zweite Flasche. Der Hummer war stark gepfeffert und sie hatte ahnungslos eine ganze Menge des roten Paprika gegessen, den sie auf dem roten Tier nicht als Pfeffer erkannt hatte. Nun brannte ihr der Mund:

— Gnädige Frau, es giebt nur eine Rettung. Schnell trinken.

Sie schüttete ein volles Glas Sekt hinab. Aber das war noch nicht genug, ein zweites folgte. Nun hatte sie keine Sorgen mehr wegen der Unschicklichkeit unseres „Unter vier Augen." Ja sie lachte sogar und freute sich darüber:

— Wenn man hier uns sehen könnte, das wäre doch amüsant!

— Also Sie sind mir nicht böse, gnädige Frau?

— Im Gegenteil. Ich langweilte mich ja so. Ich bin nämlich ganz allein zu Haus!

Ich machte ein erstauntes Gesicht:

— So?

— Ja, nicht einmal der Diener ist da, oder die Köchin. Kein Mensch.

— Wie kommt denn das?

Da erzählte sie mir denn, sie sei im Bade — in Ostende gewesen. Die Dienstboten alle für diese Zeit beurlaubt. Nun habe sie plötzlich in Berlin etwas zu thun bekommen, und habe hierhereilen müssen. Ganz allein. Sie esse sogar außer dem Hause — natürlich.

Sofort beeilte ich mich, ihr meine Gesellschaft anzutragen:

— Es ist doch für eine einzelne Dame immer unangenehm im Restaurant zu essen!

— Ja, das ist richtig. Die Herren sehen einen immer so frech an!

— Nicht alle!

— Wieso?

— Häßliche Damen nicht!

Sie drohte mir mit dem Finger und da ich doch nun auch schon über anderthalb Flaschen Sekt intus hatte, versuchte ich ihre Hand zu küssen. Sie gab mir einen Klaps und wurde ganz ernst.

Da erschien der Kellner mit der Frage:

— Befehlen die Herrschaften Café?

— Das versteht sich!

— Café double doch?

— Natürlich!

— Sehr wohl! Und einen Likör?

— Irgend was zur Auswahl . . .

Wie ich ihre Hand hatte küssen wollen, bemerkte ich, daß sie keinen Trauring trug, weder rechts noch links, überhaupt keine Ringe:

— Gnädige Frau, Sie tragen ja keinen Trauring?

Sie fing an zu lachen . . . Ich fragte:

— Sind Sie etwa gar nicht verheiratet?

Sie lachte noch viel mehr, faßte sich aber dann und meinte immer noch fröhlich:

— Ich liebe keine Ringe. Sie sehen, ich trage überhaupt keine . . .

— Aber verheiratet sind Sie doch?

Da zögerte sie, hörte auf zu lachen und sagte:

— Ich bin Witwe!

Gott sei Dank — mir sank es wie Zentnerlast von der Seele. Das war es ja gerade, was ich suchte. Eine junge Witwe — Nun mußte ich auch alles erfahren. Ich fiel also gleich mit der Thür ins Haus:

— Gnädige Frau, eine Bitte: Ihre Karte.

— Ich habe keine bei mir.

— Sie müssen sein: entweder Frau von Hildebrandt, Frau Köhner oder Frau von Harries!

Nun lachte sie aber so, daß sogar der eingetretene Horn, der sonst nie eine Miene verzieht, lächeln mußte.

— Warum denn?

— Weil in Ihrem Hause niemand anders wohnt!

Eben wollte sie schon beginnen: „Ich heiße" . . ., als der immer diskrete Horn ein Brett mit verschiedenen Schnäpsen zwischen uns schob:

— Die Herrschaften befehlen?

Wir wählten Chartreuse und zwar selbstverständlich grüne. Sie geht mehr ins Blut. Horn verschwand.

Nachdem wir jeder ein Glas Schnaps geleert, sagte sie lachend:

— Raten Sie mal!

Ich wußte es. Hildebrandt stand ja als wirklicher Geheimrat, Köhner als Direktor im Adreßbuch! Also:

— Frau von Harries!

Noch einmal zögerte sie, lachte unbändig und sagte dann:

— Geraten!

Natürlich trank ich noch einen Schnaps auf ihr

Wohl und du kannst dir denken, daß sie „mitkam.“ Und nun lachte sie plötzlich über alles: Daß der Kellner Horn hieße, daß ich einen Kaffeefleck auf dem Hemd hätte, daß die Champagnergläser wie vom Winde umgeklappte Regenschirme aussähen und ich weiß nicht was alles. Die Chartreuse schmeckte ihr so gut, daß sie noch zwei Gläschen trank. Ich immer doppelt mit. Schließlich wurde Frau von Harries so ausgelassen, daß mir wirklich angst und bange ward. Sie stellte dem Kellner ein Bein, sodaß er mit einem Brett voll Gläser, die er abgeräumt strauchelte und hinschlug, dann machte sie auf dem Tischtuch kleine Salz- und Pfefferhäufchen, schließlich unterhielt sie sich damit, mir auf meine Manschetten lauter Monde mit Gesichtern darin zu malen. Übrigens waren es ziemlich traurige Monde, denn zeichnen konnte sie absolut nicht, und machte die Augen immer daneben:

— Ich sehe so komisch! erklärte sie das.

Dann wollte sie durchaus tanzen. Horn setzte sich sofort an das Pianino in unserem Zimmer und spielte:

Auf der Vogelwiese, hab' ich sie gefragt,
Ob sie sich küssen ließe, ja hat sie gesagt.

Horn kann eben alles. Wir tanzten um den

Tisch herum und da sie über den Teppich stolperte, mußte ich sie fester an mich drücken.

Ach die süße, kleine Frau!

Sie wurde immer ausgelassener, lachte und amüsierte sich — wirklich köstlich. Aber plötzlich wünschte sie, ich solle Klavier spielen — sie möchte doch auch mal mit dem anderen Herren tanzen — der andere Herr war nämlich . . . Horn.

Das war mir natürlich doch ein wenig unangenehm, aber der diskrete Horn verschwand sofort. Er ist eben der beste cabinet particulier-Kellner in Berlin. Nun dachte ich aber doch über die Geschichte ein bißchen nach, obwohl ich ganz tüchtig schon „geladen" hatte, und ich erkannte: die kleine Frau hat einfach einen ekligen Schwipps.

Ich beschloß — immer unserer gesellschaftlichen Stellung zu einander eingedenk — augenblicklich zu gehen.

Aus Zartgefühl zahlte ich draußen im Korridor, um sie nicht daran zu erinnern, daß ich ihr nun doch ein Souper angeboten. Sie erzeigte sich dafür dankbar, denn als ich meinen cover coat anziehen wollte, bemerkte ich, daß sie mir in meiner Abwesenheit sämtliche Knöpfe abgeschnitten hatte. Böse konnte ich unmöglich sein, denn ihr Gelächter war zu reizend.

Nur in der Droschke störte es ein wenig. Als wir nämlich am Café Bauer vorbeirollten, schrie uns ein Herr, der eben mit einem Schutzmann über seine voraussichtliche Arretur wegen ruhestörenden Lärmes unterhandelte, fröhlich nach:

— Viel Vergnügen!

Ich lüftete dankend den Hut. Du kennst ja meine ausgesprochene Veranlagung für gesellschaftliche Gebräuche. Die kleine Frau wurde übrigens immer ruhiger und als wir Voßstraße 87 vorfuhren, war sie eingenickt. Du kannst dir denken, daß die Situation nicht gerade angenehm für mich war. Endlich standen wir vor dem Haus und ich schloß auf, da sie immer den Schlüssel verkehrt hineinstecken wollte.

Nun verabschiedete ich mich selbstverständlich, aber sie setzte sich augenblicklich auf die Treppenstufen und klagte:

— Ach ich bin so müde . . . Gottchen, Gottchen bin ich müde . . .

Nun kam für mich ein furchtbarer Kampf zwischen meinem gesellschaftlichen Zartgefühl und der mir angeborenen Ritterlichkeit. Ich brauche dir wol nicht zu sagen, daß die Ritterlichkeit siegte. Überlege dirs mal selbst: kein Mensch zu Haus, kein Mädchen, sie zu pflegen. Und — auf der Treppe durfte sie doch nicht sitzen bleiben.

Ich kannte meine gesellschaftliche Pflicht. Sofort bot ich ihr den Arm und schleppte sie hinauf. Erste Etage. Donnerwetter die Einrichtung! Leider waren die Möbel alle verhängt . . . Ja so . . . die kleine Frau war nämlich wieder ganz munter geworden . . . hatte das elektrische Licht aufflammen lassen und zeigte mir den Salon:

— Es ist alles noch wegen der Reise so . . . erklärte sie die Unordnung.

Ich wollte mich empfehlen, aber sie wurde nun wieder so ausgelassen und . . . gefährlich, daß es meine Pflicht war zu bleiben. Sie steckte nämlich alle Lichter an, nahm eins aus dem Leuchter und ging . . na eigentlich schwebte sie wohl . . . immer rechts und links . . . ich sah auch vielleicht nur alles so . . . ich . . . hör mal, offen gestanden, ich war wie eine Strandkanone! Also sie ging ins Eßzimmer . . . fast wären dabei die Vorhänge angebrannt . . . sie kam ganz nah ran . . . Aus dem Buffet holte sie eine Flasche Benediktiner . . . oder . . . Gilka . . . na, irgend einen Schnaps. Und nun gings los, sage ich dir. Donnerwetter, war das ne schwere Sitzung . . .

Aber nun wurde es nett:

— Wir wollen uns mal amüsieren . . .

sagte sie . . . und nahm das Licht . . . kauerte sich

auf dem großen Smyrna im Salon hin und tropfte mit dem Stearin der Kerze immerfort Monde . . . auf den Tepich. Ihre traurigen Monde mit den Augen außerhalb . . . wahrscheinlich Mondtrabanten. Natürlich half ich ihr . . . Dann gingen wir an den Flügel. Ich spielte auf den Tasten . . . sie auf den Saiten . . . immer mit einem Falzbein und einem Thermometer . . . Sie meinte:

— Cimbal möchte ich lernen . . .

Da zerbrach das Thermometer. Und wir kollerten am Boden herum, das Quecksilber einzufangen. Dann kletterte sie auf einen Fauteuil, um sich in dem großen venetianischen Spiegel zu begucken, und da wir fanden, daß die einzelnen Platten wie Austernschalen aussähen, brachen wir natürlich ein paar ab. Aber sie waren ungenießbar, so daß wir sie wegwerfen mußten. In der Ecke stand eine Büste. Ganz gemeiner Gips übrigens. Ich fragte:

— Wer ist das?

Sie quiekte vor Vergnügen:

— Das ist ja der selige Harries!

— Der hat ja keinen Schnurrbart? meinte ich unwillkürlich. Sie kam auf einen genialen Gedanken:

— Machen wir ihm einen!

Sofort holte sie Tinte vom Schreibtisch und malte ihm einen mächtigen Schnauzbart, der so

auslief, daß der selige Harries bald einem Neger glich. Aber ich ließ mich nicht lumpen und fragte:

— Rauchte er denn?

Sie schien zweifelhaft, erwiderte aber:

— Er muß rauchen!

Und da er nun die Lippen nicht gutwillig aufmachen wollte, schlug sie ihrem seligen Gemahl mit einer Ofenzange die Zähne ein und ich steckte ihm eine Manuel Garcia in den Schlund . . .

Aber dann wurde sie müde und plötzlich fing sie an zu stöhnen, fiel und schnappte nach Luft.

Du kannst dich in meine Lage versetzen. Lecker war das nicht. Aber ich beschloß, alle konventionellen Bedenken bei Seite zu lassen und in Bethätigung reinen Menschentums meine Pflicht zu erfüllen.

Ich hob sie auf und trug sie auf's Sofa. Sie war offenbar besinnungslos, und da sie nach Atem rang, mußte ich auch ein letztes wagen und ihr Luft schaffen . . . Uebrigens bemerkte ich dabei, daß ihr Kleid zu weit war und sie sich durch Vorspiegelung falscher Thatsachen geholfen.

— Mir ist so schlecht! stöhnte sie.

Nun hieß es also: raus! Gesellschaftliche Verbindlichkeiten haben auch ihre Grenze . . .

Mein Freund Gall schwieg. Ich fragte:

— Das ist ganz nett. Was hat das aber mit der Verlobung deines Vetters zu thun?

Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirne, und graues Entsetzen sprach bei seiner Antwort aus seinen Blicken:

— Die Braut meines Vetters ist eben — Frau von Harries, Voßstraße 87.

— Der arme Kerl!

— Was soll ich thun?

— Schweigen!

— Hast du schon gegessen?

— Nein!

— Kommst du mit?

— Wohin?

— Royal?

— Ja!

An der Treppe im „Grand Restaurant Royal“ kam uns schon Horn entgegen:

— Ich habe die Notiz gefunden. Die Dame hatte recht: dreiviertel Jahr.

Aber mein Freund Gall, der durch die Glasthür in das Restaurant gesehen, machte entsetzt:

— Pst . . . da sitzt ja mein Vetter Zostenn . . .

Der Kellner verbeugte sich:

— Sehr wohl, mit Frau Braut und Herrn Vater.

Gall spähte, kreidebleich geworden, noch einmal durch die Scheibe, dann sagte er:

— Aber das ist sie doch gar nicht . . .

— Oh bitte doch!

— Aber nein, denn . . .

Horn erriet:

— Die schwarze Dame neulich war die Gesellschafterin der Frau von Harries!

Wir fuhren herum zugleich:

— Woher wissen Sie denn das?

Horn lächelte:

— Sie verkehrt öfters bei uns!

Die kleine Baroneß.

Erst spät am Nachmittag wachte er auf. Eine Weile träumte er noch, dann sah er gähnend nach der Uhr auf dem Nachttisch. Sie war stehen geblieben, denn er hatte vergessen, sie aufzuziehen, als er am Morgen heimgekehrt.

Nun blickte er sich im Zimmer um: der Frack, aus dessen Knopfloch eine verwelkte Paul Neron-Rose hing, lag auf dem Teppich, die Hosen, mit den Unterbeinkleidern noch darin, in einem Knäuel zu Füßen des Bettes. Der Klappcylinder befand sich auf dem Parkett nahe an der Thür, die in das Wohnzimmer führte, dafür standen die spitzen Lackschnabelschuhe auf dem Tisch.

Er begriff nicht, wie sie gerade dahin kamen, und verwundert rieb er sich die Augen. Er dachte an die verflossene Nacht. Weindunst und Übernächtigkeit lagen ihm noch in den Gliedern, aber allmählich tauchte aus dem Gewirr des Winter-

gartenballes die Erinnerung auf an den Ball, den er vor dem Wintergarten besucht.

Ein Bild erschien ihm, das ihn die ganze vergangene Zeit verfolgt, das ihm die letzten Wochen zum Richtpunkt seines Handelns geworden: die kleine, dänische Baroneß.

Und nun erst wurden ihm die Ereignisse des Abends wieder klar. Er dachte an diese zierliche Gestalt, die ihn zum ersten Mal seit einer langen Reihe von Jahren, die er in Gesellschaft ging — in gute wie schlechte — auf die Idee gebracht, sein Junggesellenleben aufzugeben.

Vier Wochen nur hatte sein Glückstraum gewährt, gestern abend war er zu Ende gegangen, verflogen hoffnungslos.

Die kleine dänische Baroneß war ihm zuerst bei einem Diner begegnet, das ihre Verwandten gaben, bei denen sie zu Besuch war, um ein paar Bälle in Berlin mitzumachen.

Er hatte sie bei Tisch als Dame gehabt. Gleich war ihm dies eigentümliche Profil aufgefallen mit der ein wenig scharfen Nase, die dem Gesicht so etwas Energisches und Sicheres verlieh. Dann hatte er sofort Feuer gefangen, er, der sich doch für einen längst ausgebrannten Krater hielt.

Sie war auch so anders als die Damen, die

ihm jahraus jahrein in der Gesellschaft begegneten, so natürlich, so ohne jede Berechnung. Sie wußte nichts von den Gesprächsstoffen, die man mit den anderen Abend für Abend durchpeitschte: die letzten Premièren in den Theatern, der Opernhausball, die neue Pantomime bei Renz, die verschiedenen Tanzfeste und Diners der Woche, wer sich verlobt, wer hier, wer dort gewesen.

Dazu sprach sie keinen Berliner Accent, sondern ein nordisches Deutsch, ohne „ch“ und mit leisem Lispeln bei den Anfangskonsonanten.

Und sie hieß mit Vornamen: Rigmor.

Das hatte er noch niemals gehört, das gab einen ganz eigenen Zauber.

Gestern abend aber, auf dem Ball, den ihre Verwandten ihr zu Ehren gaben, hatte er sie zum letzten Mal gesehen, denn heute morgen war sie über Kiel-Korsör nach Dänemark zurück, wo bei Korsör in Faaborg ihr Vater lebte.

Es war also die letzte Gelegenheit.

Lange hatte er sich überlegt, ob er seine Unabhängigkeit opfern sollte, aber endlich war er fest entschlossen. Er hatte ja das Junggesellenleben so satt, dieses ewige Einerlei.

Immer waren es die gleichen Dinge, die seinen Tag ausfüllten, immer derselbe Lebenslauf. Er

stand spät auf, denn er war erst gegen Morgen nach Haus gekommen. Dann ritt er seine Fuchsstute, den englischen Hunter, mit der mächtigen Kruppe und den vornehmen, langen Bewegungen. Oder er fuhr seine galizischen Jucker die ewig gleichen Wege im Tiergarten auf und ab.

Dann zog er sich um und eilte zu „Töpfer" oder in den „Prinz Wilhelm" zum Frühstück, wo er immer dieselben Leute fand, mit denen er nie über etwas anderes sprach, als über Rennen und Rennaussichten im Sommer, über neue Ankäufe und Jagd im Winter.

So ging der Nachmittag hin, bis er wieder in seine Wohnung mußte, um den „evening dress" anzulegen zum Diner.

Dann war er entweder eingeladen, um reihum am selben Ort dieselben Leute zu treffen, denen er nichts Neues zu sagen wußte, die ihm nichts Unbekanntes erzählten, oder er ging ins Theater. Ab und zu traf er ein paar nette Damen dort, die ihn ein wenig aus seinem Stumpfsinn rissen, meistens aber trollte er gelangweilt wieder davon, um noch eine halbe Stunde sich in der Cigarrenqualm-Atmosphäre eines Chantants auf der Friedrichstraße zu langweilen, oder auf einer der Spezialitätenbühnen sich eine neue Chansonette anzusehen.

Das endigte dann entweder mit einem Souper unter vier Augen, oder mit ein paar Glas Bier im Pschorrbräu, von wo aus auf jeden Fall ihn der Weg noch ins Café Bauer führte.

Vor zwei Uhr war es unmöglich, zu Haus zu sein. Wenn er einen Ball besuchte, wurde es natürlich später.

Und am nächsten Tage begann der ewig gleiche Lauf.

Das alles hatte die kleine Baroneß gänzlich umgestoßen. Durch sie erhielt sein Leben ein Ziel, denn nun galt es, Mittel und Wege zu ersinnen, sie möglichst oft zu treffen, überall eingeladen zu sein, wo sie war, immer dort zu erscheinen, wohin sie von den Verwandten geführt wurde.

Am letzten Abend hatte er mit ihr sprechen wollen, und gestern war es geschehen.

Er dachte wieder daran, wie sie vor ihm stand im kleinen Kabinet neben dem Tanzsaal, wie sie ruhig seine Worte, anhörte die er sich so schön zurechtgedrechselt und die er doch ganz vergessen hatte, als er sie sagen sollte, so daß er endlich nur fragte:

— Sie reisen morgen?

— Ja, morgen früh.

— Wird Ihnen denn nicht Berlin fehlen, mit

all den Festlichkeiten? Sie haben doch diese vier Wochen fast jeden Tag etwas vor gehabt!

Lächelnd schüttelte sie den Kopf.

Er begriff sie nicht:

— Aber, gnädiges Fräulein es muß doch entsetzlich einsam bei Ihnen sein!

— Das ist doch schön, ganz gewiß!

— Einsamkeit schön?

Sie antwortete erschrocken und erstaunt:

— Glauben Sie denn, daß ich mich hier auf die Dauer amüsieren würde?

Das verstand er wiederum nicht. Und er fragte sie, was sie denn „dort oben“ vom Leben hätte?

Da erzählte ihm die kleine Baroneß vom stillen, traulichen Sein bei ihnen auf dem Lande. Sie sprach vom Zauber ihrer knickumhegten Wiesen und Weiden, der stillen Haide der weiten, einsamen Moore. Sie erzählte ihm vom alten Schloß ihres Vaters, von dessen Turm aus man die See erblicken könne, vom Park, der sich endlos an der Straße nach Korsör hinzog, mit seinen Jahrhunderte alten mächtigen Buchenständen. Wie sie da mit dem Vater die langen Alleen hinabritt, jeden Morgen: im Sommer um fünf Uhr schon. Der alte Baron war es aus seiner Militärzeit her gewohnt, wo er als Kapitän bei den Husaren in Kopenhagen gestanden. Und

niemals fast sähen sie Menschen dort, nur ab und zu einmal ein paar Bekannte von Nachbarbesitzungen.

Er wurde immer erstaunter. Keine Diners, Bälle, Gesellschaften, kein Theater, Cirkus, Rennen, nichts, gar nichts als alte Bäume, Haide, und ganz von weitem das Meer.

Und das fand sie schön?

Da versuchte er sich seinem Ziele zu nähern. Er fragte sie, ob sie es denn nicht würde über sich gewinnen können, in einer Stadt zu leben.

Sie meinte, es käme darauf an wo.

— Irgend eine große Stadt, schlug er vor.

Aber sie wollte wissen welche.

— Berlin,

sagte er schließlich.

Eine Weile zögerte sie mit der Antwort. Endlich kam es ganz leise und schalkhaft von ihren Lippen:

— Mit wem sollte ich denn in Berlin leben? Mein Vater bleibt in Jaaborg!

Zögernd fragte er:

— Und wenn Sie verheiratet wären?

Die Augen der kleinen Baroneß leuchteten:

— Mit meinem Manne würde ich überall glücklich sein . . . denn ich würde ihn nur heiraten, wenn ich ihn liebte.

Nun war er dort, wohin er kommen wollte.

Jetzt sollte es sich entscheiden. Er suchte nach dem richtigen Wort, aber er, der niemals einer Frau gegenüber Verlegenheit gekannt, wagte nicht die entscheidende Frage. Und ehe er zum Entschluß gekommen, schnitt ihm der Hausherr, der eingetreten, das Weitere ab. Mißmutig wandte er sich zur Seite. Die kleine Baroneß sprach mit ihrem Verwandten von der Reise. Der alte Herr sah sie lächelnd an:

— Und weißt du denn, wer in Faaborg angekommen ist?

Erwartungsvoll blickte die kleine Baroneß auf:

— Nun?

— Dein Vetter Dungbjerg!

Mit einem kleinen Freudenschrei wandte sie sich zu ihrem Verwandten:

— Peter ist da? Woher weißt du es denn?

Der alte Herr zog ein Telegramm aus der Brusttasche des Fracks und las es ihr halblaut vor, und die kleine Baroneß schlug einmal über das andere im Jubel die Hände zusammen.

Die beiden schienen auf ihn nicht zu achten.

Da stahl er sich heimlich vom Feste fort. Unendliche Bitterkeit schnürte ihm die Kehle zusammen. Ein paar Thränen tropften ihm auf den tadellosen, englischen Überzieher herab, als er in der Droschke

saß, um nach Haus zu fahren. Das erste und einzige Mal, daß sein Herz ernstlich gesprochen, war es vergeblich gewesen. Nun hatte er ihre Anspielung verstanden, daß sie nur den heiraten würde, den sie liebte. Dieser verdammte Vetter Peter! Wie konnte man sich nur in einen Mann verlieben, der Peter hieß! Allein der Name . . .

Und er beschloß sein Leid zu betäuben. Er fuhr nach dem Central-Hôtel, dort war ja gerade Wintergartenball. Er kam noch zurecht.

Er versuchte seinen Kummer in Pommery & Greno extra dry zu ertränken. Aber die kleine, dänische Baroneß konnte er nicht vergessen. Sie waren ja so plump und gewöhnlich, neben der kleinen Dänin, alle diese Weiber hier!

So leerte er von neuem ein halbes Dutzend Gläser. und begann schließlich in „Stimmung" zu kommen, so daß er allmählich seinen Schmerz überwand.

Als er die zweite Flasche anbrach, fragte er noch jede vorübergehende Dame mit trauriger Stimme, ob sie nicht „Rigmor" hieße. Und als er den letzten Tropfen in sein Glas schüttete, hatte er alle Sorgen vergessen. An die kleine Baroneß dachte er nicht mehr.

— — — — — — — — — — — — — —

Aber jetzt stand ihr Bild von neuem vor ihm. Er sprang aus dem Bett. Ein wenig unsicher und taumlig auf den Füßen ging er zum Waschtisch hinüber und zog das Fach auf. Nachdem er eine Weile darin herumgekramt, fand er das Gesuchte, das Einzige, was er von der kleinen, dänischen Baroneß besaß: ihre Tischkarte, auf deren Rückseite sie ihm die Lage von Korsör deutlich gemacht. In der Geographie war es mit ihm schwach bestellt.

Langsam kroch er wieder unter die Bettdecke und sah lange das Blatt an, das er in der Hand hielt. Sein ganzes Leid brach wieder hervor. Immer dachte er noch an sie, die nun wohl schon bald in ihrer Heimat war.

Und mit einem Mal fühlte er die Trostlosigkeit seines Lebens. Nun ging alles wieder denselben Gang wie früher: Ritt oder Spazierfahrt im Tiergarten oder Tattersall, Frühstück bei Töpfer, Diner, Theater, Chantant, Ball. Immer dasselbe! Und wozu?

Er kam sich so zwecklos vor, so überflüssig. Alles schien ihm so entsetzlich langweilig und öde. Er hatte keinen Mut, keine Lust zu irgend einer Thätigkeit.

Die kleine Baroneß hätte ihn gerettet. Ihretwegen konnte er alles thun, ihretwegen hätte er sogar vielleicht sich zur Arbeit zu zwingen vermocht.

Aber das war ja nun vorbei, unwiderbringlich.

Die ganze ewig gleiche Tretmühle der „Vergnügungen" — wie man das so nannte — begann von neuem.

Schon heute . . . denn er besann sich . . . heute war ja Diner beim Kommerzienrat Senkblei in der Regentenstraße . . .

Er bekam einen Schreck, es möchte schon zu spät sein. Um sechs war er eingeladen. Hastig legte er die Tischkarte bei Seite und suchte auf dem Nachttisch seine Uhr. Sie zeigte zehn Minuten nach neun. Das war unmöglich. Natürlich hatte er sie beim Zubettegehen vergessen aufzuziehen. So klingelte er denn. Der Diener erschien

- Wieviel Uhr ist's eigentlich?

Der Diener, der einen braunen Anzug trug, suchte vergeblich in der Westentasche, dann eilte er ins Nebenzimmer, um mit der Meldung zurückzukommen:

— Es ist vier Uhr!

Sein Herr betrachtete ihn von oben bis unten:

— Warum haben Sie keinen Frack an?

— Ich dachte, der Herr schliefen noch . . .

Aber diese Entschuldigung verfing nicht:

— Ach was, ich habe Ihnen gesagt, Sie sollen von ein Uhr ab immer Frack tragen, um anmelden zu können!

Der Diener machte eine stumme Verbeugung und verschwand.

Vier Uhr war es also. Noch zwei Stunden bis zum Diner. Er überlegte hin und her, ob er nicht wegen Krankheit absagen solle. Es war ja nichts daran verloren an solch einem Diner bei Kommerzienrat Senkblei. Er kannte diese Feste zu genau. Immer und ewig dieselbe Gesellschaft, die man da traf: Bankier Zirbelspuler, der seit Jahren die gleichen Witze riß, mit seiner schönen Frau, bei der nur leider das Äußere auf Kosten des Gehirns geglückt war. Man konnte ja nicht ein Wort aus dieser ewig lächelnden Puppe herausbringen. Dann Herr Bimstein, der Premièrenbesucher, dessen Ansicht man kannte, wenn man vorher die Zeitungskritiken des letzten Stückes gelesen. Dazu sein Intimus, der exotische Attaché Don Mendoz il Puma, ein erträglicher Herr, nur daß er leider kein Wort Deutsch sprach. Endlich Ökonomierat Bengel mit seinen aufdringlichen Vorträgen über den Wert des Chilisalpeters für die Landwirtschaft, und Leutnant Zierlich von der Schießschule, der ausschließlich sich mit den Damen unterhielt.

Er sah Kommerzienrat Senkblei vor sich, wie er an das Glas klopfte und sich zur Rede auf die Damen erhob. Er hörte die gezwungenen Witze, die sich immer wiederholten und das noch gezwungenere Kichern der Gefeierten.

Brrrrrrrr . . . nein, nur das nicht . . . und wieder stieg das Bild der kleinen, dänischen Baroneß vor ihm auf.

Er klingelte. Der Diener trat ein, tadellos im Frack.

— Gehen Sie zu Herrn Kommerzienrat Senkblei, in der Regentenstraße, und sagen Sie, ich bedauerte, nicht zum Diner erscheinen zu können. Ich . . . ich habe . . . Halsentzündung. Hören Sie, eine heftige Halsentzündung. Aber schnell . . .

Er war wieder allein. Nach einer Weile kam plötzlich Reue über ihn, daß er abgesagt, denn was sollte er nun anfangen? Schlafen konnte er nicht mehr. Zu Haus bleiben wollte er auch nicht. Und wo hätte er hingehen sollen? Ja, wenn die kleine Baroneß noch dagewesen wäre, dann hätte er schon gewußt, was mit seiner Zeit anzufangen war. Aber so? Es war ja alles gleich langweilig, tötend langweilig . . .

Er gähnte und streckte sich noch einmal. Ohne irgend etwas zu denken, blieb er ein paar Minuten liegen. Dann erhob er sich lässig, um sich anzuziehen. Unmöglich konnte er bis zum nächsten Morgen im Bett bleiben. Das wäre das allerlangweiligste gewesen.

So begann er sich denn zu waschen.

Während er sein „Eau d'Houbigant“ ins Waschwasser goß, dachte er darüber nach, was er wohl heute Abend noch unternehmen könnte. Einen Augenblick kam ihm der Gedanke in das große Chantant auf der Friedrichstraße zu gehen, das erst vor acht Tagen eröffnet worden war. Der Name allein wäre es wert gewesen, einmal hineinzuschauen: „Grand Café Konzert Utopia“. Und dazu war ihm vom langen Legationssekretär von Bisterfitz versichert worden, eine englische Chansonnette träte dort auf, wie sie Berlin noch nicht gesehen.

Aber das Profil der kleinen Baroneß erschien ihm, als er an die Chantantsängerin dachte, und alle Lust, dorthin zu gehen, war davongeflogen.

Nun putzte er sich die Zähne mit „Eau d'Eucalyptus“, dann rasierte er sich vor seinem fünfteiligen Spiegel, der das Gesicht von allen Seiten zeigte, puderte sich mit „Poudre de riz la Diaphane“, befeuchtete die mit Silberfäden durchzogenen Haare mit „Eau Charbonnier“, um das gänzliche Grauwerden zu verhindern, und rieb sich die Augen mit „Eau de Carrare“, das ihnen ein frisches Aussehen gab.

Dann wechselte er sein gelbseidenes Nachthemd — die gelbe Farbe paßte so schön zu der gelblichen Hirschlederdecke, die durch das Bettlaken schimmerte. Er meinte, in einem gewöhnlichen Bett nicht mehr

schlafen zu können. Darauf zog er eine rotseidene Unterjacke an und suchte nach einem Hemd. Aber vergeblich bemühte er sich, die Manschettenknöpfe und die beiden Brustknöpfe hineinzubekommen. Es war auch zu thöricht, wie er sich sagte, daß er nicht den Diener eine halbe Stunde später fortgeschickt. Kommerzienrat Senkblei hätte warten können. Er war es nicht gewöhnt, sich ohne Hülfe anzukleiden.

Doch da fiel ihm ein, daß die ganze Anzieherei ja gar keinen Zweck hatte, denn er wußte noch immer nicht, was er heute abend beginnen sollte.

Und wieder dachte er an die kleine Baroneß, aber er fühlte sich nicht mehr ganz bedingungslos ihr ergeben. Darüber war er sich jetzt klar, aufs Land, etwa nach Dänemark, in die Öde dort, wäre er nicht mitgegangen — auch mit ihr nicht. Sie hätte ihm schon nach Berlin folgen müssen.

Endlich war es ihm gelungen, die Knöpfe ins Hemd zu bringen. Kleine, goldene Knebel mit Lapis-verzierungen in die Manschetten, zwei große Perlen in das Vorhemd. Durch die Öse hinten am festen Kragen zog er eine ungebundene, weiße Cravatte.

Als er dann nach einigem Suchen den Frack dritter Garnitur, das dazu gehörige Beinkleid mit breitem Galon und die zweireihige weiße Weste Nummer vier gefunden hatte, war er mit sich im

Reinen, daß er im Hôtel Bristol essen, darauf in das „Theater Unter den Linden“ gehen würde, um ein halbes Stündchen im Foyer, während der Pause, mit der schönen Elly Dansert vom Central-Theater zu verplaudern.

In Gedanken an die Schauspielerin war wiederum etwas Lebensfreudigkeit über ihn gekommen. Doch die kleine Baroneß erschien von Neuem vor seiner Phantasie, aber er begann schon die beiden zu vergleichen.

Nun war er fast angekleidet. Schnell rieb er sich noch die Nägel mit einer Lederbürste, die er in eine kleine Schachtel getaucht, auf der stand: „Brillant Rubis pour diamanter les ongles.“ Dann suchte er sich noch ein paar Lackschuhe, mit schwarzseidenen Bändern an der Schnalle, band sich die Cravatte und nahm ein Battisttaschentuch aus dem Wäscheschrank, auf das er ein paar Tropfen „Amaryllis du Japon“ träufelte.

Darauf klingelte er nach der Frau des Dieners und schickte sie zum Kutscher, der sofort anspannen sollte. Das Coupé natürlich.

Als er seine Uhr vom Nachttisch nahm, fiel sein Blick auf die Tischkarte, sein Andenken, und er brummte, sie wieder in das Waschtischfach legend:

— Schließlich wenn sie ihren ollen Peter lieber hat?

Er begann daran zu zweifeln, ob er glücklich mit ihr hätte werden können, doch bald schweiften seine Gedanken wieder ab zu der Frage, was er wohl nach dem „Ronacher" beginnen könnte. Dabei zog er seinen Sealskin-Pelz an, aber ein Blick auf das Thermometer draußen am Fenster brachte ihn zu einem andern Entschluß. Er faßte nach seinem englischen, dunkelblauen Winterüberzieher mit den Sammetaufschlägen. Von gestern Abend her hatte er noch auf dem Divan gelegen. Dann wischte er den Cylinder zweiter Garnitur mit einem roten Sammetkissen ab, um ihn schön glänzend zu machen, und steckte sich eine ägyptische Cigarette an, die er aus einem goldenen Etui genommen, auf dessen Vorderseite in Emaille eine Tänzerin eingelassen war.

Als er aus dem Hause trat, um in eine Droschke zu steigen, denn das Anspannen dauerte ihm zu lange, hatte er es gefunden, wie er die Zeit nach dem „Ronacher" totzuschlagen vermöchte: er wollte einfach zum Kommerzienrat gehen und erklären, er sei wieder gesund geworden.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Um elf ein viertel Uhr saß er im Rauchzimmer des

Kommerzienrates Senkblei und als der exotische Attaché ihn ein wenig taktlos fragte:

— Sapristi! la petite baronne s'est sauvée et vous conservez votre flegme habituel? antwortete er — was Don Mendoz il Puma freilich nicht verstand:

— Ich hatte ein bißchen „Moralischen" heute, jetzt ist wieder alles vorbei!

Beschwippst.

schon wieder.

Zum ersten Mal in ihrem Leben war die kleine Prinzessin Marie-Charlotte beschwippst. Aber auch ganz regelrecht, so daß es gar keinen Zweifel darüber gab. Und das sicherste Zeichen dafür war, daß sie es rundweg ableugnete:

— Ich?

— Ja ganz sicher!

— Ach Unsinn! Wie ist das möglich!

Aber ihr Herr bei Tisch, Rittmeister Graf Steenhott, ging nicht von seiner Meinung ab.

Zum Glück hatte es im lärmenden Gespräch des großen Ballsoupers niemand gehört. Zu sehr hätte sie sich doch auch geschämt. Eine Dame und beschwippst, und nun gar eine Prinzessin und beschwippst, wenn auch Prinzessin Marie-Charlotte von Gnadenheim nicht ganz von den übrigen Fürstlichkeiten als voll angesehen wurde, die sie für gar keine richtige Prinzessin hielten, da sie aus „mor-

ganatischer Ehe" mit einer „Prima Ballerina assoluta" stammte.

Schüchtern nannten sie die Herren „Durchlaucht," weil sie nicht wußten wie sie anders sagen sollten, aber eigentlich gebührte ihr der Titel nicht einmal.

Diesen Winter „ging sie aus." Die alte Gräfin deren seliger Mann langjähriger Adjutant des prinzlichen Vaters gewesen, führte Prinzessin Marie-Charlotte aus, da sie Waise war. Vorsorglich hatte die alte Dame dafür gesorgt, daß die kleine Prinzessin neben ihren Sohn zu sitzen käme. Es war das erste große Fest, das sie mitmachte, da sollte der ein Auge auf sie haben.

Und nun war sie beschwippst!

Es war auch dem Rittmeister ein wenig unangenehm:

— Wie haben Sie das nur angefangen? fragte er sie im Ton eines gewissen, väterlichen Vorwurfes.

Aber die kleine Prinzessin faßte die Sache gar nicht tragisch auf. Sie lachte fröhlich:

— Sie sollten doch aufpassen auf mich!

— Das habe ich doch auch das ganze Souper hindurch gethan!

— Ja, aber vorher!

— Na, vorher war's doch nicht nötig!

Schelmisch kicherte sie:

— Wer weiß!

Und nun kam es heraus, daß ihr Leutnant vom Hof in einer Tanzpause, als sie um eine Erfrischung gebeten, einen Sherry Cobler gebracht hatte, den sie nach Anleitung denn auch sorgsam aus dem Strohhalm gesogen bis auf den Grund.

Daher war es gekommen, und nun durchaus nicht mehr zu ändern.

Der Rittmeister überlegte, was zu thun sei.

An kleinen Tischchen wurde soupiert und sie saßen mit noch zwei Paaren zusammen. Mit dem Sünder, dem Schuldigen an dem ganzen Unglück: Leutnant vom Hof, der des Rittmeisters Schwester Gräfin Gisela Steenhott engagiert hatte. Die waren beide nicht gefährlich. Aber das stille Paar schien bedenklich. Nicht der Herr, denn es war ein blutjunger, unglaublich schüchterner Leutnant, aber seine Dame: „das ewige Fräulein“, wie sie in der Gesellschaft hieß, weil Fräulein von Greiffen nun schon den neunten Winter ausging, ohne Frau geworden zu sein.

Die hatte bereits den ganzen Abend die kleine Prinzessin wütend von der Seite betrachtet. Sie hatte Grund dazu, denn sie war auch zu niedlich mit ihrem Schwipps, den sie gar nicht einmal verbergen wollte. Als Prinzessin Marie-Charlotte nun

aber plötzlich Fräulein von Greiffens Simpelfransen auf der Stirn „zu komisch“ fand, weil sie die anderen nach ihren eigenen zierlichen, kleinen Löckchen beurteilte, da wurde endlich das „ewige Fräulein“ ausfallend:

— Wissen Sie . . . Prinzessin . . . wer im Glashause sitzt sollte nicht mit Steinen werfen!

Die kleine Prinzessin lachte laut auf und fragte den Rittmeister was das bedeuten sollte. Dieser sagte ihr, weil er Streit fürchtete, es sei nur so eine Art und Weise zu sprechen. Aber Leutnant vom Hof flüsterte ihr zu, sie sei gröblich beleidigt und dürfe sich das keinesfalls gefallen lassen.

— Was soll ich denn aber antworten? meinte Prinzessin Marie-Charlotte.

Der Leutnant schenkte ihr unbemerkt das Sektglas wieder voll und tuschelte, weil ihr Tisch gerade im Wintergarten der Villa stand:

— Sagen Sie, daß Sie zum ersten Mal im Glashause säßen und deshalb noch nicht so ortskundig wären wie Fräulein von Greiffen.

Aber die arme kleine Prinzessin verwechselte die Worte, die sie in ihrem Schwipps nicht mehr ganz richtig verstand und sagte zum „ewigen Fräulein“:

— Sie sitzen nicht zum ersten Mal im Glashause und werden wohl ewig drin bleiben müssen.

— Was?

fuhr das angejahrte Mädchen auf sie los. Die kleine Prinzessin wollte etwas erwidern, doch da sie zwischendurch schon wieder ihr Glas geleert, bekam Rittmeister Graf Steenhott Angst:

— Durchlaucht bitte es ist genug! Durchlaucht...

Doch Fräulein von Greiffen war nicht gewillt sich ihre Antwort entgehen zu lassen:

— Durchlaucht? Pah . . . die „Prinzessin" ist gar nicht Durchlaucht!

Sofort brach der Rittmeister ab, indem er sich beruhigend zum „ewigen Fräulein" wandte:

— Oh bitte . . . Das Souper ist zu Ende übrigens . . . gleich wird aufgestanden . . . gnädiges Fräulein!

Aber die kleine Prinzessin fand die Entgegnung sogar ohne Souffleur:

— Gnädiges Fräulein? Pah . . . das „ewige Fräulein" ist gar nicht „gnädiges Fräulein".

Prinzessin Marie-Charlotte hatte das so spaßhaft gesagt, daß alle lachten. Sogar am Nebentisch hatte man es gehört. Fräulein von Greiffen fiel in Ohnmacht.

Im Lärm des Aufstehens ging der Zwischenfall noch glücklich vorüber. Aber der Rittmeister konnte

seine Anvertraute nur mit aller Not beruhigen. Immer wollte sie die Feindin wiedersehen:

— Ich kratze ihr die Augen aus! Grrrrrr! machte sie dabei, stampfte auf den Boden und ballte die entzückenden kleinen Fäustchen.

Den Souperwalzer durfte sie nicht tanzen, das verbot ihr der Rittmeister ganz energisch. Er sei verantwortlich für sie und erlaube es nicht, denn sie könnte sonst schwindlig werden Nach einigem Zureden fügte sie sich, da Graf Steenhott jedoch fürchtete, sie möchte von irgend jemand aufgefordert werden und ungehorsam sein, brachte er sie lieber zu seiner Mutter in den Nebenraum.

Die kleine Prinzessin flüsterte der Gräfin ins Ohr:

— Tante denke dir . . . ich bin betippsiet! Ist das nicht reizend?

Die Gräfin fand das gar nicht reizend, sondern war einfach außer sich. Sie wollte mit ihr sofort den Ball verlassen, doch . . . der erste Ball . . . nein . . . das wäre zu auffallend gewesen und auf die kleine Prinzessin wurde heute gerade besonders geachtet.

Der Rittmeister war inzwischen in den Ballsaal hinübergegangen um ein paar Extratouren zu tanzen.

Als nun die kleine Prinzessin um etwas zu trinken bat, da sie so „furchtbaren Durst“ habe, schlug die Gräfin ihr Mandelmilch vor. Doch davor fürchtete sich Prinzeß Marie-Charlotte:

— Nein Tante . . . das bekommt mir nicht.

Leutnant vom Hof ging gerade vorüber. Die alte Gräfin rief ihn an:

— Herr vom Hof würden Sie wohl irgend etwas zu trinken beschaffen?

Der Leutnant brachte ein Glas Champagner in der Annahme, daß es für die alte Dame sei. Aber die kleine Prinzessin riß es ihm sofort aus der Hand, als er damit kam und stürzte den perlenden Wein hinab. Dann lachte sie über den gelungenen Überfall zum großen Entsetzen der Gräfin.

Der Cotillon begann. Das hatte sie noch nie gesehen, und um Aufsehen zu vermeiden durch ihr fröhliches Bitten, wobei sie in die Hände klatschend herumtanzte, wurde sie in den Ballsaal geführt.

Zuerst sah sie eine Weile ganz ruhig zu, als aber dann die Spiegeltour kam, wollte sie durchaus mit dabei sein.

Rittmeister Graf Steenhott mußte es ihr erklären: Ein Stuhl wurde mitten in den Saal gestellt, darauf sollte sich eine Dame setzen, die einen Spiegel in die Hand bekam. Nun mußten sämt-

liche Tänzer der Reihe nach hinter ihrer Lehne vorüberziehen, sodaß sie die Gesichter zu erkennen vermochte. Sah sie den im Spiegel mit dem sie tanzen wollte, so stand sie zum Zeichen dessen auf.

Kaum hatte der Rittmeister seine Erklärung beendet als der Vortänzer ein großer, hagerer Kürassieroffizier die kleine Prinzessin aufforderte auf dem Stuhle Platz zu nehmen. Graf Steenhott wollte es unter keinen Umständen zugeben. Aber der Vortänzer hatte die Prinzessin bei der Hand genommen und zog sie zum Stuhl. Der Rittmeister war in Todesängsten. Er blickte fragend seine Mutter an, die mit den Achseln zuckte. Sie fand man müsse sich nun dem Unabänderlichen fügen.

Graf Steenhott beschloß zum mindesten scharf aufzupassen. Er blieb beobachtend in einer Ecke stehen.

Die kleine Prinzessin hatte sich wonnestrahlend gesetzt. Sie nahm den Spiegel in die Hand und nun begannen die Herren der Reihe nach an ihr vorbeizuziehen. Der Vortänzer an der Spitze. Aber sobald sie ein Bild im Spiegel erblickte, schüttelte sie betrübt den Kopf. Immer mehr Herren kamen. Keiner fand Gnade vor ihren Augen Große, Kleine, Dünne Dicke, Alt und Jung, Uniform und Frack. Keiner, keiner schien der Richtige zu sein.

Schließlich kam der Letzte. Leutnant vom Hof.

Man erwartete sie würde aufstehen, aber die kleine Prinzessin schüttelte nur wieder den Kopf.

Nun war es aus Es gab keinen Herrn mehr.

Man lachte allgemein.

Der Vortänzer sagte der kleinen Prinzessin:

— Durchlaucht alle Herren sind vorbei. Einen müssen Sie schon wählen!

Sie nickte, und es trat große Stille ein. In den Thüren, die zu den Nebenräumen führten waren Herren und Damen erschienen zum Zusehen.

Der Vortänzer fragte:

— Durchlaucht wollen wohl gar keinen?

Die kleine Prinzessin wehrten lachend ab:

— Doch! Doch!

Nun war guter Rat teuer, und der Vortänzer ließ endlich, in der Meinung sie habe vielleicht den Scherz der Tour nicht verstanden oder den richtigen übersehen, noch einmal alle Herren vorbeidefilieren.

Immer mehr Zuschauer hatten sich eingefunden, denn die Nachricht, daß etwas spaßhaftes mit der Prinzessin Marie Charlotte von Gnadenheim vorgehe, hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet.

Alle Herren zogen vorüber und immer schüttelte die kleine Prinzessin, die sich in der Mitte des Saales von allen begafft, sehr wohl zu fühlen schien, lachend das Köpfchen.

Wieder war die Herrenkolonne vorbei.

Als der Letzte, diesmal ein dicker Assessor, in sein Ablehnungsschicksal ergeben, vorüber war, brach allgemeines Gelächter los.

Nun gab die alte Gräfin ihrem Sohn einen Wink. Jetzt begann die Sache peinlich zu werden. Sofort ging der Rittmeister durch den Saal auf den Stuhl zu. Und kaum hatte er sich genähert und die Prinzeß ihn im Spiegel erblickt, als sie mit strahlendem Gesicht den Spiegel fortwarf, sodaß er zerbrach, sich umwandte und zum grenzenlosen Erstaunen der ganzen Damen und Herren mit einem kleinen Freudenschrei dem Rittmeister um den Hals fiel und ihm ein ganz kleines Küßchen gab.

Die alte Gräfin wußte nicht wie ihr geschah, doch Rittmeister Graf Steenhott erfaßte mit Blitzesschnelle den einzigen Weg, wie es gelingen konnte die arme kleine Prinzessin davor zu bewahren, daß sie an dem ersten Abend den sie ausging „unmöglich wurde."

Er nahm sie bei der Hand und sagte mit einer Verbeugung:

— Meine Herrschaften — meine Braut.

Der Vortänzer ließ sofort einen Tusch blasen und alles beeilte sich Glück zu wünschen.

Dann aber ging die kleine Prinzessin auf die

alte Gräfin zu und sagte mit halbgeschlossenen Augen aber selig lächelndem Gesicht:

— Tante Mama ... ach Gott, ach Gott, bin ich müde!

„Alle neine!“

Es ließ sich nicht mehr verbergen und so mußte denn die Guste der Mutter das Geständnis machen. Die alte „Mierschen" sagte gar nichts zu ihrer Tochter, aber sie gab ihr sofort eins hinter die Ohren. Dann erst machte sie sich Luft:

— Das hätt'ste ooch nich neetig gehabt, olberne Gans.

Und nun nahm jedes wieder seine Arbeit auf.

Vater Miersch war Heumachen gegangen. Sie hatten eine Wiese oben in Eckertsgrün. Erst gegen sechs am Abend kam er heim. Die Alte erzählte es ihm gleich. Sie mußte schreien, denn er war harthörig, aber die Guste vernahm es nicht: sie hatte einen „notwendigen" Gang ins Unterdorf zu machen. Notwendig war er geworden, weil sie glaubte, sie würde von Vater Miersch auch eine heruntergelangt bekommen. Aber der Alte schien ganz ruhig zu sein. Als es ihm die Frau sagte,

kratzte er sich blos seinen dicken Bauernschädel und meinte:

— Ich wer' mal mit'r räden. Das Schepps-gesichte!

Darauf aßen die beiden alten Miersch ihre Kartoffeln und sprachen kein Wort mehr. Nur als die Uhr vom Kirchturme ihre blechernen acht Schläge tat, fragte Vater Miersch:

— Wo bleibt se denn, das dumme Sticke?

Guste kehrte bald darauf zurück. Sie setzte sich stumm an den Herd.

— Wie heeßt er denn?

fragte der Alte. Aber die Guste wollte nicht mit dem Namen heraus. Die alte Mierschen schrie sie an:

— Wie er heeßt? Nu mach mal kee Gefitze nich . . .

Guste fing an zu weinen, doch die Mutter gab ihr eins hinter das andere Ohr:

— Daß de nich schief wirscht, weeßte!

Da fuhr denn der Name mit dem Schlage heraus:

— Kaschpers Heinrich.

Vater Miersch ließ es sich wiederholen. Bei dem Geheul hatte er nichts verstehen können. Als er den Namen erfahren, fing er ein furchtbares Geschrei an, denn Heinrich Kaspar war ganz ge-

wöhnlicher Knecht auf dem Rittergute und besaß nichts wie seine Kleider, ein grauenhaft dummes Gesicht und einen Finger zu wenig, den er in der Häckselmaschine hatte liegen lassen müssen, als er beim Schneiden der dicken Karoline einen Kuß geben wollte.

Er schimpfte noch eine Weile, verlor am Ende den Faden und sprach gar nicht mehr von der Geschichte, sondern darüber, daß ihm sein Wiesennachbar oben in Eckertsgrün über Nacht den Grenzstein verrückt haben müsse. Er habe nämlich diesmal bei der Mahd nur sieben Schnittbahnen neben einander machen können, während er sonst immer noch auf dem Rain für die Sichel etwas übrig behalten hätte.

Die Alte brachte ihn zur Guste zurück:

— Vatter, was werd denn 'nu aber mit dem Mädel?

Er polterte los:

— Das konn ich der doch ooch nich so sagen, eh mersch nich bebruttet han!

Sie brüteten denn nun den ganzen Abend über der Sache, aber sie fanden nichts. Eins nur stand fest: heiraten konnten sich Kaschpers Heinrich und die Guste nicht. Sie hatten beide nichts und Vater Miersch schwor, ihnen „nich finf Groschen“ zu

geben. Er faßte diese Erkenntnis in die Worte zusammen:

— Guste, du bist e furchtbar, e schauderhaft dummes Luder!

Dann kletterte die angehende Mutter auf den Heuboden, griente eine Weile und schlief endlich ein.

Einmal in der Nacht wachte sie auf und heiße Freudentränen liefen ihr die dicken, roten Backen herab. Sie hatte geträumt, ihr Heinrich habe seinen Finger wieder gefunden.

Am andern Morgen ging jedes seiner Arbeit nach. Vater Miersch trottete mit der Sense nach Eckertsgrün. Die Alte brachte ihm sein Essen hinauf, und Guste benutzte die Zeit, um „einen Sprung“ aufs Rittergut zu laufen. Sie wollte ihrem Heinrich den Traum erzählen und daß sie die Geschichte den Alten gebeichtet hätte.

Kaschpers Heinrich lag hinter der Scheune im Grase und schlief. Er hatte sich ein paar Ziegelsteine unter den Kopf geschoben und sich das Gesicht mit der alten durchschwitzten Mütze zugedeckt.

Guste erkannte ihn gleich an den drei roten Flecken auf dem grauen Wollhemde, die sie ihm selbst mit vieler Mühe und Geduld eingesetzt.

Sie stieß ihn mit dem Fuß in die Seite:

— Heinrich! Heinrich! Dhu nur nich als ob de schliefst!

Er fuhr auf und weil er dachte, es sei Philipp, der Kutscher, der ihn wieder ein Mal uzen wollte, nahm er ein Scheit Holz auf, das neben ihm lag, um es dem Störenfried an den Kopf zu werfen. Als die Mütze herunterfiel, erkannte er die Guste. Doch er freute sich nicht über ihren Besuch:

— Nich mal ruhig eenen wegmachen kann mer mehr!

Sofort legte er sich wieder hin. Sie ließ ihm jedoch keine Ruhe, sondern stieß ihn wieder mit der Fußspitze in die Seite. Nun wurde er aber grob:

— Wenn de mich nich kahnen läßt, da sollst de mal sehn! Eegal schindt mer sich un dann kann mer nich mal seine Ruhe kenießen. Gott vertimmch!

Guste kauerte sich neben ihn hin und fing an zu erzählen. Zuerst den Traum, den er aber ganz falsch verstand, denn er sagte ihr, wenn er ihr nicht passe mit seinen neun Fingern, dann solle sie sich doch einen mit zehn aussuchen. Dann sprach sie von der Wut der Alten, und nun fing sie jämmerlich an zu heulen. Da wurde er weich:

— Flenne nich, Guste. Du weeßt, das kann ich nich verdragen,

sagte er ihr, und weil er im Grunde genommen

Grunde genommen ein ganz gutes Herz hatte, richtete er sich auf und fing an ihr Trost zuzusprechen. Er that das so auf seine Weise, indem er sie voller Zärtlichkeit so stark in die Arme kniff, daß sie schrie. Aber er versprach ihr dabei, sie zu heiraten, sobald sie Geld genug hätten, denn darüber waren sie sich klar, unter 100 Thaler im Vermögen wollten sie nicht anfangen. Vorderhand besaßen sie jedoch noch nichts. Sie überlegten eine Weile, aber da sie nichts fanden, und ihnen das Nachdenken weh that, meinte Kaschpers Heinrich:

— 's wird wol nischt anders sint, als daß Vatter Miersch e paar Dhaler locker macht.

Guste kannte aber ihren Vater:

— Heinrich, nee, das kummt nich vor. Er is zu sehre anhaltsch!

Er fand den einzigen Ausweg:

— Mir warten bis Vatter Miersch greepiert!

Damit trennten sie sich. Kaschpers Heinrich schob sich wieder seine Ziegelsteine unter den Kopf und Guste ging nach Haus.

Als die alten Mierschen heimkamen, fingen sie sofort an auf das Mädchen zu schimpfen. Den ganzen Abend zählte die Alte die Bauernjungen auf, die im Dorfe oder in Eckertsgrün die Guste hätte kriegen können, wenn sie nicht Dummheiten gemacht.

Und bei jeder besonders guten Partie bekam die Tochter eins ab.

Dann griente diese und kroch auf ihren Boden. Aber sie träumte nicht wieder, daß Kaschpers Heinrich seinen Finger gefunden, und so mußte es bei neun bleiben.

Von nun ab ging es der Guste jämmerlich schlecht. Und das verpflanzte sich bald auf das ganze Dorf, denn sie hatten es schnell heraus, was eigentlich los war.

Wenn Vater Miersch Heu wenden ging nach Eckertsgrün auf seine Wiese, erzählte er jedem, dem er begegnete, von der Schande, die ihm die Guste ins Haus gebracht. Die Alte aber hatte keine Ruhe, bis allen Nachbarn und auch im Unterdorfe die Sache bekannt war. Dann sagten die Leute:

— Nee aber ieber die Guste! Un daß se das gerade ihren Eltern aanduht. Un Mierschens sein doch so gar aansehnliche Leite!

Das that der alten „Mierschen“ wohl, wenn sie so bedauert wurde, da sah man doch wenigstens, daß sie auch etwas waren im Dorfe, wenn ihnen auch das Mädchen den Kummer machte. Ganz stolz war die Alte aber, wenn eines antwortete:

— Un daß es ooch gerade Kaschpers Heinrich is! Der is doch so sehre dirft'g. Un se hätte doch

wer weeß was fier eenen kriechen kennen . . . denn Mierschens sein doch sehre aansehnliche Leite!

Guste aber wußte nun gar nicht mehr wo sie bleiben sollte. Zu Haus bekam sie von der Alten Püffe und Tritte, und Vater Miersch fing an zu schimpfen wo er sie sah. Ihr Heinrich war aufs Vorwerk hinausgekommen, eine Stunde weit vom Dorf, und vor den Leuten mochte sie sich gar nicht mehr sehen lassen, denn man lachte überall hinter ihr her, wo sie sich zeigte. Weil denn Kaschpers Heinrich, wie man wußte, blos neun Finger hatte, rief ihr Philipp der Kutscher eines Tages nach:

— Haste ooch gezählt, ob ooch richtig „alle neine“ beinander sein?

Sie hatte vor ihm ausgespuckt, doch geholfen hatte es nicht, und das Wort von „alle neine“ blieb an ihr hängen.

Nun konnte sie nicht mehr ins Unterdorf gehen, ohne daß die Rangen auf der Straße ihr nachbrüllten:

— Alle neine! Alle neine!

Es war entschieden: Guste hieß sie nicht mehr, „alle neine“ sagte jedermann.

Sogar Vater Miersch fand Gefallen daran, sie damit zu ärgern. Ihm war der Spitzname längst zugesteckt worden. Wenn er Sonntagsabend mit

seinem gewöhnlichen „kleinen Hieb“ aus dem Kretscham nach Hause kam, rief er immer:

— n'Abend ooch! „Alle neine!“

Und die Alte mit dem lockeren Handgelenk haute ihr dann eine herunter und schrie ihren gewöhnlichen Trost:

— Daß de nich schief wirscht, weeßte, alle neine!“

Nur Kaschpers Heinrich ließ sie damit in Ruhe und darum lief sie, so oft sie konnte, zu ihm aufs Vorwerk hinaus.

Sie saßen dann am Bach nebeneinander und überlegten, was aus ihnen werden sollte. Er warf mit Steinen nach den Fröschen, die von Zeit zu Zeit quakend und plätschernd herumhüpften, und sie strickte Kinderstrümpfe und Jacken mit der Wolle die er ihr von seinem Wochenlohn gekauft. Zuerst hatte er nichts herausrücken wollen, aber sie war ihm in den Ohren gelegen mit ihrem ewigen:

— Heinrich du mußt ooch was dhun. Das is zu gemeene sunst!

Da hatte er sich erweichen lassen ihr Geld zu geben, wovon sie freilich jedesmal zwanzig Pfennige unterschlagen um sich Lakritzen oder Fruchtbonbons beim Dütchenkrämer zu kaufen.

Aber bei ihrem schweren Nachdenken am Bach

waren sie doch nicht auf ein Mittel verfallen, sich heiraten zu können. Und jedesmal trennten sie sich mit Kaschpers Heinrichs kopfschüttelndem letztem Ausweg:

— Wir warten bis Vatter Miersch greepiert!

Doch der Alte that ihnen nicht den Gefallen. Er holte sein Heu herein und kaufte sich sogar eine neue Weste, was auf eine Lebensdauer von zehn Jahren schließen ließ, die er sich bestimmt noch gab, denn so lange pflegte er seine Westen zu tragen.

Nun rückte aber der Zeitpunkt immer näher, wo „Alle neine“ den Anfang zur neuen Familie legen sollte, die doch im Grunde genommen keine Familie war. Vater Miersch ereiferte sich schon im Voraus:

— Das Wurm bleibt nich hier. Daß de das nur weeßt!

„Alle neine“ fing wieder an zu grienen:

— Irgendwo muß es doch sint, Poppa! Ich kanns doch nich uf de Straße legen!

Vater Miersch blieb bei seinem Entschluß:

— Nich sehen will ichs, verschtehste!

Da sich aber Mierschens auch erst „später“ geheiratet hatten, that es der Alten leid:

— Vatter, nun sei mal nich glupsch. Was werd denne nu?

Wieder kratzte er sich den dicken Bauernschädel,

zuckte die Achseln, lief eine Weile wie ein wildes Tier in der Stube auf und ab und schrie:

— Macht was er wullt. Raus muß es. — Und wenns nu ooch blos nein Finger hat?

Das leuchtete auch der Alten ein:

— Wenns nur neine hat, da freilich!

* * *

Aber das Kindchen war wohlgebildet und hatte seine zehn Finger hübsch beieinander. Es war ein kleines Mädchen, dick und rund. Nach vierzehn Tagen brachte es „Alle neine“ selbst zur Ziehfrau. Das hatte sich Kaschpers Heinrich ausgedacht, damit den alten Mierschen ihr Wille geschähe, und daß die Guste endlich Ruhe hätte vor den Eltern.

Die Ziehfrau, eine Gutsauszüglerin in Eckertsgrün mochte Angst haben, daß sie das Geld auch richtig ausgezahlt bekäme, und fragte deshalb den jungen Vater, ob er auch regelrecht zahlen werde. Kaschpers Heinrich versprach es zwar hoch und teuer, doch es schien dem alten Weibe nicht sicher genug zu sein und so sagte sie zu „Alle neine“:

— Wie wärsch mit der Amme!

Die beiden Eltern sahen sich groß an.

— Nu verstehts eenen nur recht. Ich meene,

es gähn doch sehre viele Mädchen als Amme! Das bringt doch ooch e paar Dhaler 'n Monat!

Kaschpers Heinrich begriff sofort:

— Wieviele kriechen se denn da so wohl 'n Monat?

— Zehn Dhaler beschtimmt, in e feinen Hause.

Er wollte schlau sein und ließ sich gar nichts merken, nahm „Alle neine“ beim Arm und sagte der Frau, sie müßten sich blos mal besprechen und würden gleich wiederkommen.

Den nächsten Feldweg gingen sie in das Korn hinein, dann blieben sie stehen und sie fragte ihn mit zitternden Lippen:

— Wie viele macht denne das ufs Jahr?

Er rechnete eine Weile, dann hatte er es heraus:

— Etwan 120 Dhaler! Gottvertimmch!

„Alle neine“ strahlte vor Freude. Sie setzte ihm auseinander, wie sie dann mindestens 100 Thaler zurücklegen und nach einem Jahr heiraten könnten.

In seiner Freude schlug sie Kaschpers Heinrich auf den Buckel, daß es nur so schallte und sie ein schiefes Maul zog, weil sie noch ein bißchen schwach war von dem, was sie überstanden. Sie traten sofort wieder bei der Auszüglerin ein:

— Mutter, wie mach mer denn das, wenn de Guste als Amme geht?

Die Alte wollte bei dem Handel natürlich auch

ihr Schäfchen scheren und that so, als ob das außerordentlich schwierig sei und nur sie das Geheimnis besäße. Ehe sie es sagte, verlangte sie zwei Thaler ausgezahlt. Darauf ging jedoch Kaschpers Heinrich nicht ein, aber locker lassen wollte er auch nicht. So stritten sie sich denn ein paar Minuten herum. Zweimal lief die Alte dabei hinaus auf den ziegelbelegten Flur, um anzudeuten, daß nun alle Verhandlungen zu Ende seien, und dreimal packte der glückliche Vater die junge Mutter bei der Hand zum Fortgehen, um seinerseits erkenntlich zu machen, daß er nicht mehr geben könne.

Endlich nahm er einen Thaler aus seinem Tabaksbeutel, legte ihn sich sorgsam auf die Fläche der rechten Hand und schlug ihn mit Krachen auf die Tischplatte, daß fast das alte Möbel aus dem Leim gegangen wäre:

— Gottvertimmch! Een Dhaler un nu schnappts!

Die Alte glaubte an seine Entschlossenheit, steckte den Thaler ein und sagte:

— Der Herre Dukter im Unterdorf weeß ne Adresse von e Mietsbiero in Berlin!

Das brachte aber Kaschpers Heinrich in Zorn!

— Un däm sull ich nu wohl ooch noch e Dhaler gäben? Ihr rupft eenen ja wie e Sticke Gefligel!

Die Alte ließ sich erweichen und versprach ihnen

die Adresse vom Mietsbureau für Ammen in Berlin zu verschaffen.

Sie gingen. Er nach seinem Vorwerk, sie zu den Eltern. Vorher traten sie aber noch in das Unterholz an der Straße und dort nahmen sie unbelauscht von einander Abschied.

Bei den Alten kam „Alle neine" mit lachendem Gesicht in die Stube, sodaß es ihr Vater Miersch augenblicklich verwies:

— Du hast gerade was iebrig, so dummährig zu feixen!

Sie ließ sich aber nicht einschüchtern:

— Poppa, mir genn uns heuern!

Die Alte knurrte nur:

— Mit was denne? Ihr habt ja nischt? Un e anderer nimmt dich nich, da brauchste dir nischt in Kopp zu reden!

„Alle neine" blieb aber fest:

— Ich gehe als Amme!

Die beiden alten Mierschen waren starr. Zuerst wußten sie gar nicht was sie sagen sollten. Vater Miersch hatte jedoch gleich die praktische Seite erfaßt:

— Was bringt denn das so . . . so . . . annähernd!

— 120 Dhaler ufs Jahr.

Er pfiff langgedehnt. Die Alte stammelte nur:

— E hibsches Sticke Geld! . . . . .

Nun hatte „Alle neine“ schon mehr Mut:

— Wenns nich mähr is!

Gleich fuhren die beiden alten Miersch auf sie ein:

— Noch mähr? Guttvertanneboom nee nich noch mal nu aber ooch!

„Alle neine“ ward immer sicherer:

— Un nadierlich allens frei. Essen und Trinken un Essen un de Stube uns Bier . . . wenns nich Wein is. Ich gehe doch ooch nur zu feine Leite nadierlich!

Die Alte hatte jedoch noch ein Bedenken:

— Abber de Kleeder! Un se muß doch scheen, fein gehen!

Vater Miersch fuhr seiner Frau übers Maul:

— Davon verstehste nu eemal nischt. Biste Amme gewesen? — Nee. Also. Das weeß ich nu ganz genau. Haberlands Márie in Griengosse, die . . . die war ooch als Amme gegangen. Der ham se gleich alles abgerissen un se wendsch gehn lassen.

Doch die Alte war nicht zu bekehren:

— Das kannste nich wissen, ob se's nich allens hat bezahlen dhun missen.

Das schlug dem Faß den Boden aus. Widerspruch konnte Vater Miersch nicht vertragen. Er blieb stehen, schrie als ob er beleidigt wäre und fuchtelte dabei mit den Armen in der Luft herum:

— Sie geht als Amme. Un nu is gutt. Nischt mehr wird geredt!

Von diesen Augenblick an nahmen die alten Mierschen nie wieder das Wort „Alle neine" in den Mund. Die Tochter hieß wieder Guste. Und schien es vorher, als wäre sie nicht gut genug, daß ein Hund ein Stück Brot von ihr annehmen dürfte, so hatte sich das nun mit einem Schlage geändert. Die Alte mußte an Essen herbeischaffen, was sie nur konnte, damit die Guste ja nicht Not litte und auch recht brauchbar bliebe für ihren neuen Beruf.

Vater Miersch war gleich selbst zum Doktor gegangen, um die Tochter als Amme anzumelden, und sie hatten das Glück, daß schon am Tage darauf ein Telegramm vom Mietsbureau in Berlin eintraf, das die Guste abrief. Sie war für vierzig Mark monatlich mit freier Kleidung und natürlich freier Station vom Kommerzienrat Dengler in der Viktoriastraße gemietet.

Ehe sie abreiste, mußte sie sich noch vom Doktor im Unterdorf untersuchen lassen, der sie tauglich fand.

Dann sagte sie Kaschpers Heinrich Lebewol. Der Abschied fand wieder im Gebüsch an der Straße statt, denn Vater Miersch litt trotz alledem nicht, daß sie sich in seinem Hause trafen. Sie sagten sich nicht viel. Die Guste heulte, daß ihr nur immer so das Wasser herunterlief, und er wußte nicht recht, wie er sich dabei benehmen sollte. Zuerst war er traurig, dann fröhlich über das viele Geld, das sie verdienen würde, und endlich packte ihn mit einem Mal eine furchtbare Wut:

— Guste, daß de mir trei bleibst. Ich habe ooch meine Verbindungen in Berlin. Heere du, ich erfahre allens! Mir wird allens reppertiert Wenn de rumschwiemelst un ich heere das, denn mach ich glei rieber nachn Rittergut zur dicken Karline. Die wartet blos uf mir. Erscht neilich hat se mirsch gesagt.

Dann küßten sie sich und schmatzten sich ab, heulten beide und trennten sich. Kaschpers Heinrich lief ihr aber noch einmal nach:

— Bald hätt'ch ganz druf vergessen. Du wirscht mir unser Geld schicken, jeden Monat, weeßte. Wegen die Ordnung, un daß ichs hibsch sammeln dhu!

Vater Miersch war aber anderer Ansicht über diesen Punkt. Er verlangte, die Guste sollte ihm das Geld schicken.

Sie weigerte sich:

— Wenn ichs nu Heinrichen scho versprochen hätt, Poppa?

— Da wärschte sehre dumm, heer mal. Der bezahlt doch blos nochs Ziehgeld davon. Un das soll er doch so a schon hergäben. Da wirschte wohl von deinem Geld nischt wieder zu sehen kriechen!

Die Alte stimmte Vater Miersch vollkommen bei:

— Heer uf deinen Vatter, Guste. Der ist dir in so was nu sehre belehrt.

Doch die Guste wollte ihr Versprechen halten. Das brachte den Alten in Harnisch:

— Undankbare biste! Mir hätten dich iberhaupt nausschmeißen kennen, weeste, du lappche Trute du, mit samt deinen olbernen Wurm. Du hast wol kee Vertrauen zu dein Poppa . . . das kemmt mer bald so vor . . .

Das wirkte, und Guste versprach den Alten das Geld zu schicken. Sie reiste ab, ohne ihr Kind noch einmal gesehen zu haben. In der Eile hatte sie es vergessen.

Vier Wochen darauf, als bei Vater Miersch die ersten vierzig Mark eintrafen, war das kleine Ding tot. Es hatte das Zuckerwasser der Ziehfrau nicht vertragen können . . . Kaschpers Heinrich weinte

zwar ein paar Thränen, aber eigentlich freute er sich, denn er hatte natürlich das Ziehgeld von den vierzig Mark monatlich zahlen wollen, die er ja nun doch nicht erhielt.

Guste schrieb einen niedergeschlagenen Brief, in dem sie behauptete, sie habe Heimweh, aber der nächste Brief, der mit dem nächsten Gelde kam, war sehr lustig.

Die alten Mierschen jedoch waren froh, daß das Kind tot war. Vater Miersch sagte:

— Eene Dochter von Kaschpers Heinrich — daraus wär nu eemal nischt gewurden.

Die Alte fügte hinzu:

— Was geht de Guste ieberhaupt nu noch der Lump aan?

Und sie kamen überein, daß es das beste sein würde, wenn man die beiden trennte. Nur wußten sie nicht, wie sie das bewerkstelligen sollten. Ein paar Tage darauf aber hatte es Vater Miersch heraus Als er abends von der Arbeit heim kam, lachte er übers ganze Gesicht, daß es förmlich knisterte in seinen grauen Bartstoppeln:

— Mutter, Kaschpers Heinrich is mit der dicken Karline im Kretscham zu Tanz gewest.

Sie verstand nicht, so erklärte er weiter:

— Biste denne ganz dämlich geworden? Wenn das de Guste weeß, is's eegal alle.

Eine Woche darauf wußte sie es. Gleich hatte es ihr die Alte nicht geschrieben, denn es vergingen immer ein paar Tage, ehe sie sich entschließen konnte eine Feder in die Hand zu nehmen.

Nun war es aus zwischen Kaschpers Heinrich und der Guste, und die Stunde nicht mehr weit, wo die dicke Karline statt der anderen „Alle neine!“ geschimpft werden würde.

* * *

Die Guste war wieder da. Ganz plötzlich war sie angekommen, obwohl das Jahr beim Kommerzienrat noch nicht abgelaufen war.

Die alten Mierschen hatten einen furchtbaren Schreck bekommen, als sie vom Felde nach Haus kamen und die Guste in der Stube fanden, heulend wie ein Dorfhund.

Vater Miersch packte sie wütend am Arm. Die vierzig Mark monatlich hatten in ihm den Gedanken erweckt, die Nachbarwiese in Eckertsgrün dazuzukaufen Dann konnten sie ihm nicht mehr die Grenzsteine verrücken. Nun fehlten noch achtzig Mark! Und die sollte er nicht mehr bekommen? Er schrie die Guste an:

— Wo kommste denne her? De bist wohl gar weggeloofen? Dummes Luder!

Sie konnte nicht antworten vor Weinen.

— Da redt doch! Haste Hummeln im Koppe?

Aber es war nichts aus ihr herauszubringen. Deshalb schimpfte Vater Miersch immer für sich weiter:

— Heuern brauchste ja nu doch nich! Hast ja keenen! Was willste denne? Da hätten mir das Sticke Geld scheen gebrauchen kennen fier die neie Wiese!

Die Alte bestätigte es:

— Ja, der Vatter braucht nur noch an die Märker achtzig!

Und Vater Miersch ereiferte sich noch weiter!

— Da giebts nu keenen Lott'ch, haben missen mer das Geld. So oder so. Da wird gar nischt anders sint, als daß de noch eemal gehst als Amme, du . . . du . . . Scheppsgesichte!

Guste hörte plötzlich mit Weinen auf und schien sich zu fassen:

— Was meenste, Poppa?

Ein wenig schämte sich Vater Miersch doch, aber die Wiese ging ihm nun mal nicht aus dem Kopf und so sagte er:

— Als Amme mißtest de später noch mal gehn, wenn de kannst!

Freudestrahlend sah ihn Guste an trotz der rotgeweinten Augen:

— Das wär' ich ja grade wieder kennen!

Plötzlich ging Vater Miersch ein Licht auf. Er musterte sie mißtrauisch von oben bis unten:

— Du wirscht doch nich etwan wieder Dummheeten gemacht han?

Guste antwortete als sei es ganz natürlich:

— Nu desterwegen hab'ch doch fortmissen beim Kommerzienrat, Poppa!

Glück.

Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.
Goethe.

Glück! Glück! Wer es erhaschte! Wer es bannen könnte und zu sich zwingen! Wem es gelingen möchte es sich zu erbeuten! Mir entfloh es je und je und zerrann mir unter den Händen, wenn ich meinte es endlich einmal nach tausend Irrgängen gefangen zu haben!

Glück! Glück! Warum sollte ich es mir nicht erobern können? Warum sollte ich gezwungen sein es immer nur von weitem zu schauen, wie es auf der glitzernden Kugel vorbeischwebte, auf der Schaumblase davonzog, die zerplatzte, wenn ich danach griff? Sollte ich nur immer aus der Ferne demütig mit ansehen wie irgend ein Zierbengel nach dem Glück faßte und es hielt, wie ein Nichtsnutz, ein Protz des Zufalles es besser und sicherer zu fangen wußte als ich? Als ich, der ich ein so tiefes, brennen-

des Bedürfnis, eine unsagbare Sehnsucht in mir trug nur nach einem Fetzen, nur nach einem Hauche davon? Und war ich minder gerüstet und geeignet dazu als die anderen, die es mit unbewußtem, täppischen Griffe erfaßten? Warum sollte ich ausgeschlossen sein? Warum gerade ich, dem die Natur ein wildes, heißes, tiefes Empfinden gegeben, dem sie alle Sinne geschärft, alle Nerven doppelt verfeinert?

Ich wollte, ich mußte das Glück zu mir zwingen! Seit dem Tage, da ich mir klar gemacht, daß ich dasselbe Recht habe wie alle, daß ich kein Enterbter sei: seit jenem Tage beschloß ich es mir zu erbeuten.

Bisher hatte ich gewartet, daß es zu mir kommen möchte. Ich hatte gelauscht wie auf einen Wunderton und es ersehnt wie eine Offenbarung! Ich hatte die Hände geöffnet und geglaubt, wenn ich die Finger schlösse, müßte es hineingetaumelt sein! Ich hatte gelauert und gepaßt, da ich es ansah als etwas Überirdisches, Fernes, Großes, als ein Wunderbares! Ich hatte geglaubt es müsse aus dem Äther zu mir niedersteigen, mich zu krönen, mich zu begnaden, höher als alle Sterblichen des Erdballes! Ich hatte gewähnt, es müsse über mich kommen wie ein Rätsel!

Und es kam und kam nicht. Das Glück wich mir aus, es verschmähte und floh mich, es entschwand meinen Blicken.

Da begann ich mich zu fragen: Glück? Was ist Glück? Wie war seine Gestalt, seine Verkörperung, und was begehrte, ersehnte ich denn von ihm? Was bedeutete dieses wirre Empfinden, was verkündete dieses stumpfe Fühlen, Wünschen, diese unbestimmte Sehnsucht, bei der alles Denken erlosch, bei der das Hirn feierte, und nur die Sinne lebten, das Herz laut, stürmisch klopfte? Wie hieß mein Glück und wo sollte ich es finden? Ich sann nach dem Rechten, ich zerquälte mir den Kopf, aber ich fand es nicht, denn es äußerte sich nicht nach einer Seite, es hatte keinen bestimmten Drang und Zug: mir fehlte der Name! Glück! Glück hieß es allein, und die hundert närrischen Fragen schwiegen nicht, sondern plagten mich weiter, ohne daß ich zu einer Lösung kam ...

Da ganz plötzlich eines Tages hatte ich es gefunden: Liebe ist Glück, mein Glück sollte Liebe heißen! Liebe! Jene abgründige Liebe, die alles umgriff, alles verzehrte, verschlang, die nichts weiß noch kennt neben sich! Jene Liebe, von der das alte, abgegriffene, fromme Buch der Väter, jene große Menschheitsdichtung spricht, von der es sagt, daß sie langmütig ist und alles duldet und trägt, daß

sie nicht eifert und zürnt, daß sie das höchste ist auf der Welt! Darin lag das Glück, darum wollte ich ringen!

Aber wo sollte ich die Liebe finden?! In einer Seele lebte sie, die mir fremd, die ich nicht kannte, von der ich nichts wußte, die mir doch entgegenschlug, schon jetzt vom Schicksal für mich bestimmt!! Aber finden hieß es nicht allein, sondern suchen! Suchen mußte ich, suchen das Glück, da es doch den Sterblichen nicht segnet, der nicht darum gekämpft und gelitten! Denn dem Zufall durfte ich es nicht danken. Vom thörichten, tückischen, blinden Zufall wollte ich mir nichts bescheren lassen! Zu stolz fühlte ich mich, um es geschenkt zu erhalten! Erwerben mußte ich es mir selbst! Darin erst lag des Glückes Wert! Aber sollte ich nach der Sitte der Philister in den Ballsaal gehen, in die steife, förmliche Gesellschaft, dort von Mädchen zu Mädchen schleichen, sie alle zu behorchen, zu belauschen, welches die Richtige sei? Sollte ich tasten und spähen, dunn schüchtern anpochen und fragen, ob sie es sei, die mir das Glück bringen würde? . . . Nein! Nein! Das wollte ich nicht, das konnte, das durfte ich nicht! Kämpfen mußte ich um das Glück, nicht spionieren und hausieren gehen, dort anzufragen wo die Antwort durch die Mutter kam, um

noch am Ende an der Höhe der Mitgift, der Klippe der Mark zu zerschellen! . . .

Nein! nein und tausendmal nein!

Ich dachte an anderes: da waren Frauen, in der Liebe gereift und erfahren, fähig Glück zu geben, die es nur darnach verlangte, Liebe zu schenken! Dort brauchte man nicht zu tappen und zu suchen. Aber mußte man da kämpfen, um das Glück streiten, es sich zu gewinnen?

Dort waren Mädchen, die nichts zu verlieren, nur alles zu hoffen hatten . . . aber der Ekel, eine unerklärliche Furcht überkam mich . . . nein bei diesen war nur Elend und Schmach, Wegwurf und Erniedrigung, ein Ergeben, eine Niederlage vor dem Kampfe, geschweige denn vor dem Siege . . . Nein ich wollte kämpfen um mein Glück, wo sich mir der Streit böte . . .

Und ich zog aus . . .

Jung war ich damals und unerfahren, als mich zuerst diese wundersame Sehnsucht, dieser Drang, dieses Hingezogenfühlen, diese Ahnung von Glück ergriff und mir für einen Augenblick trügerisch Erfüllung vorgaukelte . . .

Es war in der kleinen Universitätsstadt, wo ich studieren sollte, und nicht dazu kam, nicht weil ich in roher Gesellschaft die Abende versessen, weil ich

am Biertische Gehirn und Geld vertrunken! Nein: ich lebte damals scheu, fast einsam, nur ein paar Freunde, wenige Gleichgesinnte, das war mein ganzer Verkehr. Sonst nur Bücher, die waren mein Trost, mein Labsal. Und dennoch reichten sie nicht aus, da jenes Gefühl, jenes verzehrend tiefe Bedürfnis nach Glück, das ich mir nun als Liebe deutete, alles überwuchs.

An einem Frühlingsabend „mild und köstlich" wie die Dichter sagen, saß ich am Fenster und sah hinab auf die Straße vor mir. Vor den Thüren der alten Giebelhäuser rechts und links, mir schräg gegenüber, standen die Menschen schwatzend am Feierabend. Ein großes Gebäude . . . es war eine Abteilung des Landgerichtes darin untergebracht . . . gerade vor meinen Blicken, gähnte mich fenstergeöffnet an. In den mittelsten Stockwerken, wo die Büreaux lagen, war keine Seele zu sehen, aber unten im Erdgeschoß guckte ein griesgrämiger Alter heraus, mit einem gelbgestickten, verbrauchten Käppchen auf dem Schädel. Er rauchte aus kurzer Schifferpfeife, indem er auf dem Fensterbrette mit den Ellenbogen aufgestützt hockte, ein Kissen darunter geschoben. Zwei Fenster davon häkelte ein Mütterchen. Sie blickte nur selten auf; das besorgte dafür ein fetter, schielender Mops neben ihr, umrahmt von Geranium-

stöcken. Oben aber, ganz oben im Hause, wo noch die Abendsonne in den Scheiben blitzte, schaute auch ein Alter herab, auch ein Käppchen auf dem Kopfe, auch eine Pfeife im Mund. Nur das Kissen fehlte: er machte es sich nicht so bequem. Dafür war er nur der Diener vom Landgericht, der da unten dagegen, mit der größeren Bequemlichkeit, war der Herr Rat. Aber einen Vorteil besaß der oberste Stock dennoch, wenigstens in meinen Augen, denn statt der zahnlosen Alten mit dem überfütterten Mops, der mich immer so ärgerte, da er doch nichts that und dafür auch noch schielte, blinzelten von oben ein paar Mädchenaugen. Sie verbargen sich freilich immer, wenn ich am Fenster erschien.

Links neben mir an der Ecke war ein Blumenladen: der einzige der ganzen Stadt, und auch dieser drohte sich täglich aus Mangel an Käufern zu schließen, denn in dem Städtchen hatten eben die Leute für die Blumen keinen Sinn, wenigstens sobald sie Geld kosten sollten. Vor dem Hause saß immer, wenn die Sonne sank, die Händlerin, mit ihrer Tochter, einem hübschen, jungen Ding, das zu einer Fürstin gepaßt hätte, wären ihre Hände nicht so rauh und zerschnitten gewesen vom Blumenbinden, oder wohl mehr vom Gemüse-herrichten, denn ich glaube das Praktische, das Gemüse war es, was

den Laden aufrecht erhielt. Und an der anderen Seite, rechts unter dem Fenster, an der Kante des Bürgersteiges, fast an der Hauswand, denn die Straße war schmal, stand ein Brunnen. Nur einen Hebel brauchte man niederzudrücken, dann floß das Wasser. Er war der einzigste dieser Einrichtung in der Stadt, das machte den Brunnen wichtig, zum Ereignis. Da ging es denn ununterbrochen, eine Völkerwanderung, hin und her. Dort kamen die Mädchen der ganzen Straße zusammen: eine löste immer die andere ab, aber doch nicht allzuschnell, denn es warteten immer welche und vor allen klatschte es sich dort schön. Geräusch störte nicht den stillen Abendfrieden, denn von den drei Mietwagen der Stadt verirrte sich keiner hierher, die übrigen Kutscher aber hatten schon Feierabend gemacht.

Ich verstand von oben her jedes Wort, das die Wasserholerinnen sprachen, nur die Geheimnisse nicht, denn dann hakten sie sich immer unter den Arm, nachdem sie die Kanne weggestellt und tuschelten sich ins Ohr. Und das war so wichtig, so unendlich wichtig! Da kamen die Dienstmädchen mit aufgesteckten Röcken, hochgeschlagenen Ärmeln, daß man den roten, dicken Arbeitsarm sah, „Töchter“ die „bloß mal auf einen Sprung“, weil es Not that, Wasser holten, ein paar Frauen mit eigener Wirt-

schaft, doch ohne Mädchen, nur mit Aufwartung, endlich auch wohl ein paar alte Weiber mit knochigen, braunen, gerunzelten Armen, denen die Maus am Ellenbogen heraussstand wie ein Knopf: die blieben am längsten.

Da stand ich an dem Abend, den die Dichter „mild und köstlich" nennen, und blickte hinab, dann wieder hinüber ins Landgericht, wo dann gleich der Mädchenkopf hinter die Blumenstöcke untertauchte, oder ich sah der Arbeit vor dem Blumenladen zu, bis die Tochter einmal bei günstiger Gelegenheit, als sei es natürlich nur Zufall gewesen, mir in die Augen sah. Dann belauschte ich die Gespräche unten am Brunnen, indem ich mich über das Kichern und Wispern, das Gegenseitigaufmerksammachen freute, sowie über die verstohlenen Blicke zu mir herauf.

Bei all diesem Spiele hatte ich wohl zu thun, daß mein Gebahren nicht die Aufmerksamkeit erregte der Gärtnersfrau, des Rates, der Alten beim Mops, oder des Amtsdieners oben: Am gefährlichsten und schlimmsten aber war es, wenn die Weiber mit den Totenarmen am Brunnen etwas bemerkten, denn dann gingen sie überhaupt gar nicht mehr fort, und verdarben mir das Vergnügen, denn bei alle diesem zog mir eben immer wieder jene unerklärliche Sehnsucht durch das Herz, jene Wonne,

jene Seligkeit, doch Bangigkeit zugleich, jener Drang, jener Trieb nach dem Glück!

Ich schwankte und dachte daran, meine Aufmerksamkeit nur auf den Mädchenkopf drüben im Landgericht zu beschränken, oder auf die Kleine vor dem Gärtnerladen! Doch dann kamen mir wieder tausend Zweifel und Bedenken: ich fürchtete mich vor dem Alten droben, aber fast noch mehr vor der Frau mit dem Mops, weil er schielte und ich ihn nicht leiden konnte! Oder ich dachte an das Gesicht des Rates, dem ich öfter beim Spazierengehen begegnete, auch kannte er den Professor Engel, bei dem ich belegt hatte, der bestimmt nächstes Jahr Rektor werden würde! Mit dem durfte ich es keinesfalls verderben, schon wegen der Unannehmlichkeit, täglich vorüber zu müssen. Das war es ja auch bei dem Blumenmädel . . . Am Ende hätte ich ja gar nicht mehr ausgehen können! Nein nur nicht hier in der Nähe.

Aber doch Liebe wollte ich, Glück! das heißersehnte Glück! Ein Wesen in die Arme schließen, das es mir brächte, es fühlen an meiner Brust und an mich drücken, herzen, küssen, daß ihr der Atem verginge und ihr sagen, daß ich soviel Glückes bedürfe, daß ich für das Glück geboren sei wie sie auch! Dann wollte ich sie fragen, warum wir denn

beide entbehren sollten, und uns das Glück nicht schenken, da wir doch für einander geboren, für einander bestimmt von der Natur. Ich hatte mir schon alles in Gedanken zurechtgelegt, ich wußte die Worte ganz genau Satz für Satz hatte ich es mir überlegt. Sie fühlten ja doch auch alle dasselbe, sie dachten auch nicht anders! Wenn ich nur den Mut gehabt hätte, den Entschluß gefaßt hätte, es irgend Einer zu sagen, es war ja schließlich ganz einerlei welcher, denn die ich träfe, das würde auch die Richtige sein, das glaubte ich ganz bestimmt, ganz zuversichtlich. Ich hoffte ja so viel vom Glück. Ich bildete mir ja immer ein, daß es mich segnen müsse, denn das Kämpfen darum, das schob ich jetzt nur auf den Entschluß . . .

Doch ich konnte den Mut nicht finden . . .

In solcher Stimmung lief ich im Zimmer auf und ab, spähte, suchte, überlegte und drechselte an meiner Rede vom Glück, die ich irgend Einer halten wollte, mit der ich sie bewegen mußte!

In diesem Harren, Zaudern, Kämpfen brach die Dämmerung herein. Drüben im Landgericht war alles verschwunden: erst mein Feind der Mops, dann die Alte, der Rat, zuletzt Vater und Tochter oben. Die Gärtnersleute waren in den Laden gegangen, worin die Lampe brannte. Der Brunnen

rauschte nur noch selten einmal. Schließlich war es so dunkel geworden, daß man die Züge der Spätlinge unten doch nicht mehr unterscheiden konnte.

Ich setzte mich auf das Sofa, und hielt mir in wundersamem Gefühl der Unruhe meine Rede vom Glück. Ich glaube das Herz schlug mir laut . . . . Endlich ward mir das Dämmern und Träumen zuviel, ich mußte auf andere Gedanken kommen: ich wollte lesen.

Ich klingelte nach der Lampe. Niemand erschien. Erst als ich zum zweiten Mal die Glocke ertönen ließ, klopfte es.

— Herein!

Ein Mädchen trat ein, doch nicht die alte Auguste, die mich nun schon seit einem Monat bedient, den ich hier wohnte.

— Wünschen der Herr etwas? fragte sie.

— Die Lampe wie immer!

— Verzeihen der Herr, ich bin erst seit heute früh da!

Mir fiel ein, daß es ja heute der erste war, und doch die alte, thörichte Auguste den Dienst verlassen, weil sie sich verheiraten wollte, trotz ihrer fünfzig Jahre.

— Ja so! knurrte ich.

Nach einigen Minuten kam sie wieder. Der

grüne Schirm auf der Lampe dämpfte den Schein. Blond war sie von Haar, ein Stumpfnäschen hatte sie und war blaß wie es schien. Aber das konnte täuschen. Sie blickte mich von der Seite an, während sie die Lampe auf den Tisch schob.

— Wünschen der Herr sonst noch etwas? fragte sie.

— Ich mache die Vorhänge schon von selbst zu! entgegnete ich und stand auf. Mir klopfte das Herz.

— Ja so, das hätt' ich bald vergessen!

Nun trat sie ans Fenster, aber ich war eher da, um ihr zuvorzukommen. Zwei Fenster hatte das Zimmer, jeder von uns ließ einen Vorhang herab. Wir waren zugleich fertig. In der Schlafstube war nur ein Vorhang zu besorgen. Wir gingen gleichzeitig hinein und störten uns gegenseitig: ich wollte ihr ins Werk fallen und griff nach ihrem Arme. Ich umspannte das weiche Fleisch. Es durchgoß mich wie ein siedender Strom.

— Aber nicht doch! — machte sie, doch sie meinte damit das Herablassen. Sie ging an das Bett als sei nichts geschehen, um es aufzudecken. Den Krug nahm sie vom Waschtische, ihn am Brunnen zu füllen. Ich blieb stehen und starrte ihr nach:

Das war es, in ihr lag es, bei ihr, sie war das Glück!

Ich wartete im halben Dämmerschein, denn die Lampe warf nur schwachen Lichtschimmer herüber, bis sie wiederkäme. Unbeweglich blieb ich als sie eintrat und den Wasserkrug hinstellte. Sollte ich sie umschlingen und küssen? Dann hätte ich ihr die Rede, die große Rede vom Glück gehalten! Aber ich fand den Mut nicht, mir war jedes Wort, das ich doch sonst ganz genau wußte, entfallen. Ich zögerte, bis sie freundlich sagte:

— Wünsch' gute Nacht.

Nun war es zu spät: sie war verschwunden. Aber ich trauerte nicht und machte mir keine Vorwürfe. Es war gut so, denn was hätte sie von mir denken sollen! Ausgelacht hätte sie mich ohne jeden Zweifel.

Seit jenem Abend war Sicherheit über mich gekommen; nun wußte ich, wo das Glück zu finden! Für das Landgericht, den Blumenladen, den Brunnen hatte ich keine Blicke mehr. Als ein Unrecht wäre es mir jetzt erschienen noch hinauszuspähen, zu liebäugeln, zu blinzeln, zu lauschen. Jetzt saß ich im Zimmer fast den ganzen Tag. Meine Spaziergänge wurden immer seltener, das Kolleg besuchte ich nicht mehr, schließlich ging ich

überhaupt nicht mehr fort. Aber ich konnte mich nicht entschließen mit dem Mädchen zu sprechen, die schöne Rede vom Glück hatte ich immer vergessen, wenn sie kam. Und sie kam oft nun. Schon früh begann es, wenn ich aufgestanden war, denn dann brachte sie das Frühstück. Während ich auf dem Sofa saß, schob sie es auf den Tisch, dabei ward sie um eine Färbung röter, denn sie war für gewöhnlich sehr bleich. Das Wellenhaar nickte ihr vornüber.

Die Arme spannten sich an, die Brust zusammendrückend, daß sich ihr graues, knappes Kleid blähte. Da war ich meiner Sinne und Worte nicht mächtig, das Glück verzehrte mich ganz. Ich zitterte und bebte, nur besorgend, daß sie es gewahr werden möchte.

So war es den ganzen Tag über. Abends ging sie ins Schlafzimmer hinein, um das Bett aufzudecken, aber die Thür schloß sie dabei. Atemlos, wie gelähmt blieb ich sitzen, auf jeden Ton zu lauschen: da klatschte es, wenn sie, die Bettfedern aufzufrischen, auf das Kopfkissen schlug, da klirrte das Fenster, und das Wasser rauschte, wenn sie es ausgoß. Trat sie dann wieder herein, so bückte ich mich scheu auf das Buch nieder, das aufgeschlagen vor mir lag, ohne daß ich darin zu

lesen vermocht hätte. Über den Rand hinweg folgte ich ihr mit dem Auge, wenn sie, den Rücken kehrend, hinausschritt.

Sie sah sich niemals nach mir um, ich glaube auch, daß sie mich nie anblickte: das raubte mir eben den Mut.

Aber was wollte das sagen: ich hatte doch das Glück erhascht, wenn auch nur einen Zipfel, einen Fetzen davon! Hielt ich es auch noch nicht in der Hand, so hatte ich doch das Gefühl seiner Gegenwart, die Mahnung seines Daseins, das Ahnen seines Lebens! Nicht mehr unerreichbar erschien es mir, denn es schritt ja in meiner Nähe vorbei, es streifte mich mit seinem Hauche! Nun galt es nur noch einen Entschluß zu fassen, die Hand darnach auszustrecken!

Von jetzt ab ging ich nicht einmal mehr zum Essen fort. Unten im Hause war eine Bierstube, dort ließ ich mir das Mittagsbrot holen. Sie brachte es mir täglich. Während sie deckte und auftrug, lehnte ich in der Sofaecke und starrte sie unausgesetzt an: sie, sie, mein Glück! Da war mir so wohl, so sonnig, so selig zu Sinn, wie ich es mir einstmals ausgemalt, daß es werden müsse, wenn das Glück sich mir nahe!

Ich begann den Tag nur noch darnach zu be-

rechnen, wie oft sie schon gekommen war und wie oft sie noch kommen mußte. Oft, wenn sie hinaus war, warf ich mich in die Kissen und lachte laut auf vor Wonne und Seligkeit! Ja ich hätte geschrieen und gejuchzt, wenn ich nicht hätte fürchten müssen, die Wirtin herbeizulocken. Ach! das Glück, jetzt schon begann es mich zu segnen!

So verstrich die Zeit . . .

Immer noch fand ich den Mut nicht, das Glück mir zu unterjochen.

Plötzlich eines Abends geschah es . . .

Wie gewöhnlich brachte sie die Lampe und setzte sie auf den Tisch, ohne mich anzusehen. Mit der Schürze wischte sie noch einmal über den Fuß des Glasballons, dann bückte sie sich etwas, um in die Flamme schauen zu können und schraubte am Docht. Darauf trat sie zurück, während sie wie jeden Abend fragte:

— Wünschen der Herr noch etwas?

Das war wie immer die einzige Unterhaltung. Ich weiß, daß ich dabei glutrot im Gesicht wurde, ich weiß, daß sie es bemerken mußte, daß sie mich flüchtig mit dem Auge streifte, um die Antwort zu empfangen; aber sie schritt stumm hinaus ins Schlafzimmer, um ihre Arbeit zu verrichten. Die Thür war ausnahmsweise halboffen geblieben. Atemlos lauschte ich den verschiedenen Geräuschen: wieder

das Klopfen auf das Kopfkissen, das Stuhlrücken, das Fensterklirren, das Rauschen des Wassers. Nun mußte sie gleich fertig sein! Da nahm ich alle Kraft zusammen und faßte einen Entschluß: Rasch erhob ich mich, mit drei Schritten war ich an der Thür. Ich schlüpfte hinein. Dort stand sie am Bett, sie hatte sich darüber gebeugt. Mit den Armen hielt sie das Kopfkissen und drückte die Wange darauf, halb kauernd halb aufrecht. Als ich eintrat, fuhr sie empor. Es war halbdunkel, sodaß ich ihre Züge nicht zu erkennen vermochte Sie wandte sich mir zu. Ich breitete die Arme, im nächsten Augenblick hatte ich sie umschlossen. Sie sträubte sich nicht, sie war wie leblos. Gleichzeitig fanden sich unsere Lippen, den Mund hatte sie halb geöffnet, daß ich mich hinein vergrub. Ihr Kopf war hintenübergesunken, schlaff hingen ihre Arme herab. Eng aneinandergeschmiegt fühlten wir uns. Sie zitterte. Lange hielten wir uns umschlungen, ich spürte ihre Brust sich heben, ihr Herz pochen. Noch einen langen Druck auf die Lippen, dann ließ ich sie los. Langsam, den Kopf gesenkt, schritt sie hinaus. Ich blieb zurück und als sie verschwunden war, durchmaß ich das Zimmer wie ein Trunkener. Heftig atmend dehnte und reckte ich die Arme aus. Laut rief ich nur immerfort: ach, ach! Dann blieb

ich am Fenster stehen und blickte auf die Straße hinab, die menschenleer unten lag. Da ging plötzlich knarrend der Flügel des Kleiderschrankes auf und stieß mich an den Arm. Ich drehte mich um, schloß ihn und trat ans Bett. Dort kniete ich nieder das Kissen, wo ihre Wange gelegen, zu küssen. Da kam etwas über mich, das ich noch nie gefühlt, als habe ich etwas Großes geleistet, etwas ganz Großes. Es beengte mir die Brust und weitete sie mir doch! Eine unerträgliche Hitze quälte mich, ich riß mir den Rock auf . . . doch schauerte ich wieder zusammen, wie im Fieber. Ich wollte singen, aber ich schämte mich! Ich pfiff! Lächerlich: ich pfiff! Dann stand ich wieder auf, ging hinüber, setzte mich auf das Sofa in die Ecke. Das alte Roßhaarkissen mit der zerrissenen Stelle, wo immer die Haare herausguckten, nahm ich unter den rechten Arm als Stütze. Nun kam ich mir mit einem Male so sicher und gelassen vor, und sah nach der Lampe und drehte am Docht, als sei nichts geschehen . . .

Bald überkam mich eine bleierne Müdigkeit, aber ich konnte mich nicht entschließen zu Bett zu gehen, obwohl es nur zehn Schritt waren. Ich nickte ein. Durch einen Geruch, ein Geräusch erwachte ich: die Lampe blakte, knisterte und rauchte, sie war am Verlöschen. Ich fröstelte. Schlaftrunken stand ich

auf, blies den glimmenden Docht vollends aus und ging nach der Lagerstätte hinüber. Wie ein Toter schlief ich bis spät in den folgenden Tag hinein.

Als sie mir das Frühstück brachte, that sie nicht als sei irgend etwas anders zwischen uns geworden, nur war sie noch scheuer und es schien mir, als beeilte sie sich besonders schnell wieder zu verschwinden. Ich sprach kein Wort, nur betrachtete ich ihre Gestalt und wieder stieg dabei dunkle, unerklärliche Sehnsucht in mir auf. Sehnsucht und doch Bangigkeit, denn wie ich auch den Abend ersehnte, so fürchtete ich mich doch und bangte vor der Zukunft. Aber ich wußte genau, daß es heute nicht anders sein konnte als gestern, denn erfinderisch war ich nicht. Wie gestern Abend sollte es werden! Wenn nur erst die Dunkelheit käme! Ich konnte es nicht mehr erwarten: ich war nicht fähig etwas Vernünftiges zu thun. Kaum war ich imstande zu lesen, denn meine Gedanken flogen immer davon zu jenem Abend, der kommen sollte, mir endlich das Glück in die Arme zu führen!

Ich malte mir alles aus, genau jeden Schritt, den sie thun würde, den ich thun mußte. In das Schlafzimmer ging ich hinein, probte es an Ort und Stelle, indem ich mir vergegenwärtigte, wo und wie sie gestern gestanden.

Ich spann Pläne und nahm mir alles vor wie es werden sollte, indem ich das Glück vorher durchkostete, wie es mir bevorstand. Dann fragte ich mich, was ich denn eigentlich von ihr wollte? Meine Antwort hieß: Küssen! Küssen! wie ich es gestern gethan, und noch viel mehr, denn ich hatte es gestern doch nicht genügend ausgenutzt! Es war so schnell vorbei gewesen wie ein Traum, ein Rausch! Gestern noch hatte ich mir das Glück aus den Fingern entwischen lassen: heute wollte ich es halten, bis es mich gekrönt! Mit ihr sprechen mußte ich, nicht so stumm bleiben wie bisher, meine Rede, meine schöne Rede vom Glück mußte ich ihr doch halten! Ich mußte ihr auseinandersetzen daß wir doch auch ein Anrecht ans Glück hätten, es nun auch genießen wollten, da es uns einmal geboten ward.

Beim Essen ging es wieder schweigsam zu: Keiner von uns wagte das Eis zu brechen. Von meiner Seite war es ja auch Absicht, da ich mir doch meinen Plan für den Abend gemacht. Ich hätte aber auch den Mut nicht gefunden, denn in ihrer Gegenwart überkam mich eine solche Angst, daß ich nicht einmal das allergewöhnlichste zu sprechen vermochte. Eigentlich hätte ich gern zum Essen noch ein zweites Glas Bier gehabt, aber ich wagte es nicht ihr zu sagen: die Worte brachte ich nicht über die Lippen. Ich

bildete mir ein, sie müsse von selbst darauf kommen, dabei hatte ich doch bisher nie mehr wie ein Glas getrunken.

Sie aber that stillschweigend ihre Arbeit, ohne mich anzusehen, nur meinte ich, sie habe frischere Wangen als sonst.

Der Nachmittag ging vorüber. Je näher der Abend kam, desto größer wurde meine Unruhe, meine Aufregung, meine Angst, desto größer war aber auch in mir meine Erwartung und Hoffnung. In meiner Erregung lief ich immerfort hin und her: bald rannte ich zum Fenster, aus dem ich doch nicht schauen wollte, bald stürmte ich zur Thür, um zu lauschen, ob nicht Tritte auf dem Flur sich nahten, und doch wußte ich genau, daß es noch viel zu zeitig sei, daß sie noch gar nicht kommen konnte, denn sie erschien erst wieder bei Anbruch der Dunkelheit, um die Lampe zu bringen.

Ich wußte der Zeit nicht zu entfliehen. Wenn ich ein paar Zeilen gelesen, wurde ich gewahr, daß ich dazwischen wieder eine geraume Weile geträumt. Wenn ich dann den Versuch machte den Faden wieder aufzunehmen, bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß ich ja gar keine Ahnung von dem hatte, was ich eigentlich gelesen. Da nahm ich spielend meinen Bleistift und begann auf dem Zeitungsblatt, das vor

mir lag, Schnörkel zu malen, und Linien zu ziehen. Wie ich malte, schrieb ich unwillkürlich auf den Rand am Leitartikel hin, der über Kornzölle sprach: „Glück! Glück! Glück!“ Mir war es als müsse ich das Glück festhalten, aber ich wußte doch seinen, ihren Namen nicht, denn ich hatte sie niemals rufen hören, sie auch nicht selbst gefragt, war sie doch nur das Eine für mich: das Glück!

Das „G“ führte ich schön aus, malte es dick, breit, verschlungen, mit Arabesken umzogen, dann setzte ich ein Fragezeichen dahinter, noch eins und noch eins, bis Reihe auf Reihe entstand. Wie es da kam, ich weiß es nicht: mich überfiel die Lust zu reimen. Ich griff nach einem leeren Bogen und begann: „Glück, das ich fand!“ aber weiter gedieh es nicht, wie voll ich das Herz hatte, es wollte nicht heraus, keine Zeile kam zu stande. Ich setzte wieder an: „Glück, das ich fand . . .“ Nun legte ich den Kopf in die auf dem Tisch verschränkten Arme und sann. Meine Gedanken verloren sich bald zu ihr und das dumme Gedicht hatte ich vergessen. Plötzlich fiel mir das Reimwort „schwand“ ein, ich wollte es zum anderen fügen: „Glück, das ich fand! . . . schwand? . . . schwand?“ . . . die Verbindung fehlte, ich kam nicht weiter. Voll Verzweiflung warf ich den Bleistift fort . . . ich wußte

es ja ganz genau, ich fühlte es ja, und konnte nur die Worte nicht finden, konnte es nicht ausdrücken. . . Immer das alberne „schwand“, das mir in den Ohren tönte . . . das . . . „schwand“ . . . „schwand“ . . .

Da that sich die Thür auf und sie trat mit der Lampe herein. So lange hatte ich gesessen und geträumt. Sie schob die Lampe auf den Tisch, wieder wischte sie den Fuß ab und beugte sich, nach der Flamme zu sehen, während sie am Dochte schrob. Ich lehnte in der Ecke, sie groß anstarrend. Ich zitterte, als ob mich das Fieber schüttelte.

— Wünschen der Herr sonst noch etwas?

fragte sie wieder.

— Ich danke!

wollte ich sagen, aber ich brachte es nicht heraus! Ich gurgelte irgend etwas. Sie schien es nicht zu bemerken, sondern schritt wieder nach dem Schlafzimmer. Die Thür ließ sie halb offen stehen.

Nun hielt ich mich nicht mehr länger: alle meine Überlegungen von dem, was ich in förmlich gesetzter Rede sagen wollte, waren davon, alle die großen, schönen Formeln, meine ganze Theorie vom Glück, die ich mir so oft wiederholt, jedes Wort war vergessen und verloren, nur noch das eine mächtige Gefühl lebte in mir: Glück! Glück! Genießen! Genießen!

Ich stürmte hinein. Sie stand da, als habe sie mich erwartet, das Gesicht zur Thür gekehrt, durch die ich kam. Ich zog sie an mich, ich preßte meinen Mund auf den ihren, der willenlos die Küsse empfing, die ich ihm gab. Sie war wieder wie erstarrt, ohne Leben und Bewegung. Ich küßte das graue Kleid auf Schultern und Armen, lehnte mich an ihre Backe, glitt mit den Lippen über ihr geringeltes Nackenhaar und streifte ihren Scheitel. Dann hielten wir uns wieder umfaßt, lange, lange Zeit, stumm, Mund auf Mund, mit geschlossenen Augen, Körper an Körper gepreßt, als ob wir einer für den andern leben und atmen müßten . . .

Sie machte sich los, ich eilte ihr nach. Wir standen schon im Wohnzimmer. Nochmals traten wir zu einander: sie erwartete mich. Lange hielt ich sie an mich gedrückt. Als wir uns aus der Umklammerung ließen, senkte sie den Kopf und ging. Ich folgte nicht: immer starrte ich zur Thür, auf das braune Holz, auf die blanke Messingklinke, die sie eben erst aus der Hand gelassen. Dann ging ich wie ein Träumender zum alten Sofa zurück, warf mich in die Ecke, sah vor mich hin, trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte und wieder . . . lächerlich . . . pfiff ich. Mir kam ihre Gestalt wieder zu Sinnen: der Wuchs, die Haltung, die weichen

Linien ihrer Schultern, das blonde Wellenhaar, die halbgesenkten Lider, die roten Lippen wartend geöffnet, als wollten sie meinen Kuß empfangen . . . Warum war sie fort? Was hatte ich sie fortgelassen? Erst jetzt wunderte ich mich darüber. Ich sprang auf und klingelte, aber kaum hatte ich es gethan, so überfiel mich wieder die eigentümliche Angst. Es ward mir heiß . . . Was sollte ich denn sagen, wenn sie käme mit ihrem: „Wünschen der Herr noch etwas?“

Aber da knarrte auch schon die alte Holztreppe draußen, und sie stand vor mir. Sie fragte nicht, sie schlug die Augen zu Boden.

Ich fand zuerst keine Worte, dann stotterte ich:
— Ich weiß nicht . . . nur . . . und . . .

Darauf kam eine Menge Unsinn heraus, zusammenhanglose Worte, aus denen sie unmöglich klug werden konnte. Aber sie brauchte nichts zu entgegnen, es war nur so ein Gerede!

Von ihrer Vorgängerin sprach ich zu ihr etwas, von der alten Auguste. Ich sagte ihr, es sei mir lieber, daß sie meine Sachen besorge, als jene, denn sie verstünde es besser, und die Lampe brenne nun auch besser, heller, länger, freundlicher sogar, und meine Bücher könne ich nun finden,

und es sei jetzt immer Wasser genug da, und alles so reinlich, und dann schmecke mir das Essen besser. . . . Am Ende schwieg ich, denn ich wußte nichts mehr zu sagen, es war ja doch alles Unsinn gewesen. Plötzlich streckte ich die Arme nach ihr und umschlang sie.

Draußen tönte die Stimme der Wirtin.

— Herr Gott . . . ich muß fort!

schrak sie zusammen . . .

Da bekam ich Mut, und während sie fast schon wieder entwischt war, fragte ich leise, hastig, abgebrochen, mit halb erstickter Stimme:

— Wann seh' ich dich wieder? Komme zu mir!

— Morgen!

flüsterte sie.

— Heute!

bat ich.

Sie konnte sich nicht entschließen zu antworten, ich fühlte wie sie bebte.

Nochmals tönte draußen die Stimme, lauter, ungeduldig . . . Sie wollte davon.

— Antworte! zischte ich. Antworte! Bitte, bitte!

— Ich muß fort!

— Antworte! Bitte! . . .

Sie schwieg.

— Antworte! . . . Heute! Heute!

— Morgen!

Zum dritten Male rief die Frau draußen, nun fast zornig.

— Lassen Sie mich! bat sie.

— Heute? fragte ich.

Sie hauchte etwas, was ich nicht verstand. Sie war fort. Die Thür schlug zu. Wieder stand ich vor dem braunen Holz mit der glänzenden Messingklinke und starrte es an, und wieder wandte ich mich und ging auf das alte Sofa zu, um mich hineinzuwerfen.

Ich saß da wie ein Verzückter: ein unermeßlich tiefes Gefühl satter Befriedigung zog durch meine Seele: das Glück! Und wäre es auch noch das Glück nicht selbst gewesen, so kam es doch an mich heran, ganz nahe! Mir war es als müßte ich seinen rauschenden Flügelschlag hören, als schwebte es ganz dicht vorbei, mich streifend mit seinen Schwingen. Nun brauchte ich nur noch die Hand auszustrecken, zu schließen und es war mein!

Wie ich den Abend verbracht, das weiß ich kaum mehr zu sagen, aber doch blieb ich ruhig, da ich wußte, daß sie bis zehn Uhr Arbeit im Hause hatte. Dann mußte es sich entscheiden, wenn ich auch nicht verstanden hatte, was sie mir in der Eile noch ins Ohr geflüstert.

Es wurde später und später: längst war es Mitternacht, immer noch kam sie nicht. Ob sie dennoch morgen gemeint? Aber ich gab die Hoffnung nicht auf. Ich blieb wach, unstät im Zimmer den Platz wechselnd. Ich setzte mich bald hierhin bald dorthin. Meine Unruhe wuchs jeden Augenblick. Ab und zu stand ich auf und schlich mich an die Thür, um zu lauschen. Alles im Hause schien erstorben zu sein. Vorsichtig klinkte ich auf und spähte hinaus. Das Holz knarrte, ich kniff die Lippen aufeinander. Die Flurlampe war gelöscht. Tiefe Stille. Langsam schloß ich wieder die Thür.

Es war keine Aussicht mehr, daß sie käme. Ich redete mir ein, daß ich mich im Grunde genommen nur freuen könne, wenn das Glück noch länger hinausgeschoben würde, wenn es erst am nächsten Tage zu mir träte. Ich weiß nicht wodurch es kam, mir fielen plötzlich die Faustworte ein:

„Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick."

Das wiederholte ich mir fort und fort, fast theatralisch deklamierend im Selbstgespräche. Dabei ging ich zur Ruhe.

Das Licht flackerte auf dem Nachttische neben mir. Ich lag auf dem Rücken, die Hände unter dem Nacken gefaltet. Mit offenen Augen träumte und spann ich weiter meinen Traum vom Glück, und dachte an morgen, an die Zukunft, an sie, an ihren Kuß, die Augen geschlossen, hintenüber gebeugt, mit dem halboffenen Munde.

Darüber schlief ich ein, ohne das Licht zu löschen. Plötzlich fuhr ich empor, ich hatte das deutliche Bewußtsein als träte jemand ins Zimmer. Noch halb im Schlafe gefangen, in den Blitzbildern, die der Traum mir vorzauberte, meinte ich in der Thür eine weiße Gestalt zu sehen, in lang herniederfließendem Gewande die weißen Arme herabhängen lassend, das blonde Haar gelöst, den Nacken etwas hintenübergebeugt, die Augen in Sehnsucht geschlossen, die Lippen halb geöffnet. Und die Gestalt kam näher zu mir und näher. Ich erwachte und glaubte mich doch immer noch im Traum, denn die Gestalt verschwand nicht, wie sonstige Traumgebilde. Ich breitete nach ihr die Arme, da fühlte ich sie, fühlte die kühlen, glatten Schultern, und es kam über mich: mein Herz klopfte und schlug zum Zerspringen, ein leiser Schauer überrieselte mich, das Erwartungsvolle, das Wundersame, das mir geoffenbart werden sollte, wuchs und wuchs in mir, ich

hob mich vom Lager, ich hielt die Traumgestalt: das Glück!

Und das Glück atmete und lebte.

Ich umschlang sie und zog sie zu mir, sie ließ alles geschehen, sie sank an meine Seite, ich fühlte ihr Herz durch die dünne Leinwand pochen, wie meines. Pochen in Erwartung des Glückes, das ich ihr schenken sollte, wie sie mir es gab.

— — — — — — — — — — — — — —

Und das Licht flackerte noch einmal auf. Es war fast niedergebrannt. Der nahrungslose Docht senkte sich zur Seite. Es brodelte und zischte.

Die Flamme verlosch.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Strandkanonen.

Die Cigarre war in Brand, jeder hatte seinen Likör und seine Tasse Mokka vor sich stehen, und die Thür zum Salon, wo die Damen saßen, fiel ins Schloß. Nun wo wir unter uns waren, konnte das Erzählen beginnen. Aber das Diner war so gut gewesen, daß sich zuerst keiner aus seiner beschaulichen Ruhe reißen lassen wollte. Endlich schlug der kleine Deodat von Grieben vor, Malberg der Kunstmaler solle „die Fahrt nach Potsdam“ zum Besten geben.

Der Angeredete strich sich den langen, blonden Vollbart und zupfte sich bedächtig an seiner Riesennase:

— Was für 'ne Fahrt nach Potsdam denn?

— Die mit . . . na wissen Sie nicht mehr, die nach dem Frühstück im „Prinz Wilhelm“!

Doch Malberg der Kunstmaler schien keine Lust zu haben. Er sah sich zögernd um und da er ein

paar Herren bemerkte, deren Bekanntschaft er erst heute gemacht, wurde ihm die Sache ungemütlich und er verkroch sich ohne Antwort in den Schatten, den der Schirm der großen Fußlampe auf den Schreibtisch warf.

Nun war der kleine Grieben das Opfer. Allseitig wurde er bestürmt, bis er sich schließlich räusperte, in seinem Stuhl zurecht rückte und begann:

— Daß ich es nur gleich offen eingestehe: wir waren wie die Strandkanonen! Wir, das heißt ich, Malberg, der dicke Brinckmann und Duncker, der Afrikareisende. Von dem wissen Sie ja alle meine Herren.

Irgend einer schlug vor das Lokal zu verlassen, und da es unseren erhitzten Schädeln gut thun mußte an die frische Luft zu kommen, so saßen wir eine Minute später in einer Droschke und gondelten ab.

— Wohin meine Herren? fragte der Kutscher. Der Afrikaner brüllte:

— Nach Berlin!

So fuhren wir denn los irgendwohin. Ich glaube die Friedrichstraße hinunter. Malberg der Kunstmaler, weil er am würdigsten aussah mit dem langen Bart, auf dem Rücksitz, neben ihm, des Flächeninhalts halber, der dicke Brinckmann,

und ich gegenüber auf dem kleinen Bänkchen als Leichtester.

Der große Afrikadurchquerer aber hatte die Leitung der Expedition in die Hand genommen, und sich neben unseren Mummelgreis von Kutscher auf den Bock gesetzt. Bei seiner im dunkeln Erdteil so oft bewiesenen Führergabe schenkten wir ihm volles Vertrauen, das auch nicht im Geringsten erschüttert ward, als er an der Ecke beim Café Bauer fast seinem Forscherdrange zum Opfer gefallen wäre. Durch einen plötzlichen Stopp der Wagen, den ein haltgebietender Schutzmann veranlaßt hatte, kippte nämlich Duncker, dem Beharrungsvermögen gehorchend, vornüber und wäre fast in der Tiefe verschwunden, wenn er nicht noch die dürre Kruppe der Stute hätte erfassen können. Ein leichtes Bocken des Tieres brachte ihn wie einen Gummiball auf seinen Sitz zurück.

— Na nu, was suchen Sie denn? höhnte der Kunstmaler zum Bocke hinauf. Der Afrikaner gab ernst zurück:

— Ich glaubte die Stute hätte hinten links 'n Eisen verloren!

Das war durchaus verständlich, denn der große Forscher war früher Kavallerist gewesen. Unerfindlich schien mir jedoch der Umstand, daß er plötz-

lich sich umdrehte und mit einem Schwunge, der fast eine Laterne gekostet hätte, seine Beine herumwarf und sie in den Wagen baumeln ließ.

Auf den Rücksitzen der ersten Güte ist nämlich verflucht wenig Platz. So traf der eine Absatz fortwährend meinen Arm.

Das verbat ich mir, aber der Afrikaner begann pathetisch ein Gedicht zu deklamieren, von dem er freilich blos die erste Zeile kannte, die aber wahrscheinlich inkorrekt. Er sagte düster:

— „Führer bin ich der Leichenkarawane.“

Die Passanten der Friedrichstraße schienen das aber nicht zu würdigen, denn man schrie uns verschiedentlich etwas zu und alles zeigte fröhliche Gesichter.

Unser Mummelgreis faselte irgend was von Schutzmann, worauf ihm freilich der Kunstmaler die einzig richtige Antwort gab:

— Jiebts nich im Innern des Continents!

Doch ich hielt es für besser den berühmten Durchquerer vom Bocke herunter zu bringen. Ich war nämlich der Nüchternste . . .

Jawoll Malberg, nu thun Sie blos nicht so. Sie haben nicht erzählen wollen! Wer erzählt ist immer der einzig Nüchterne!

Wir waren nämlich alle wie die Strandkanonen!

Also der Kunstmaler und ich packten den großen

Afrikareisenden bei den Beinen und zogen ihn in den Wagen. Da ihm der Mummelgreis noch einen Schupps gab, so saß er in der nächsten Sekunde dem dicken Brinckmann auf dem Schoß.

Der schlief aber so fest, daß er überhaupt von der ganzen Geschichte nichts merkte.

— Hier ist wohl sein, hier lasset uns Hütten baun! meinte Duncker salbungsvoll. Woher er das hatte weiß nicht. Geistlicher ist er nie früher gewesen. Vielleicht von einem Missionar.

Nun kam eine Zeit der Ruhe und unsere wissenschaftliche Forschungsreise drohte beinahe stumpfsinnig zu werden.

Da verfiel der Kunstmaler auf einen genialen Einfall:

— Meine Herren! Droschkenjondeln ist ein ziemlich trauriges Beförderungsmittel. Wir wollen den neuesten Entdeckungen der Wissenschaft Rechnung tragen. Es muß schneller jehen! Schneller!

Brinckmann der Fettkloß war erwacht:

— Fahren wir Stadtbahn!

Dann schlief er wieder ein. Er merkte es nicht, daß sein Vorschlag als zu primitiv verworfen ward.

Der Kunstmaler fand das Richtige:

— Wir brausen nach Potsdam!

Und augenblicklich strich es uns zum Potsdamer

Bahnhof. Wir hatten Glück: der Harmonikazug, der Schnellzug nach Köln, wartete bloß noch auf uns, um abzufahren. Der Afrikaner nahm das Lösen der Billets in die Hand, eine Aufgabe die ihm bei seinem organisatorischen Talente für Expeditionen naturgemäß zufiel. Da er gewohnt ist mit großen Mitteln zu rechnen so fuhren wir selbstverständlich erster Klasse.

Die Platzkarten lauteten für drei auf ein Koupé. Die letzte auf ein anderes. Da der dicke Brinckmann auch im Stehen halb schlief, so brachten wir ihn nebenan unter, wo er sich auch augenblicklich in eine Ecke legte und schnarchte.

Der Kunstmaler, der große Reisende und ich fuhren zusammen.

Während der Afrikaner im durchlaufenden Gange des Zuges unsere Billets vorwies, musterten wir beiden anderen die Mitreisenden. Übrigens kann ich wohl sagen, daß die Mitreisenden ihrerseits auch uns musterten. Und zwar wie es schien nicht sehr beifällig. Warum weiß ich nicht.

Es war ein älterer pavianartiger Herr mit Brille und glattrasiertem Gesicht, der eine ganze Speisekarte auf seiner Weste trug, und uns unausgesetzt fixierte.

Ein ekelhafter Bengel!

Dann zwei Damen: eine alte und eine junge mit dichten Schleiern, sodaß man nichts Genaues feststellen konnte. Der Kunstmaler fand mit dem seinem Berufe notwendigen sicheren Blick für das Charakteristische sofort die treffende Bezeichnung:

— Nachteule und Schauerkäuzchen!

Als fanatischer Freund künstlerischer Wahrheit war er bestrebt sein Urteil durch scharfes Beobachten festzulegen. Doch die beiden Weiber besaßen offenbar nicht das geringste Kunstverständnis, schienen sich beleidigt zu fühlen, erhoben sich und rauschten hinaus. Draußen im Gange blieben sie stehen und keiften mit einander.

— Luftverbesserung! sagte ich.

Sofort beugte sich der Brillenpavian gegen mich:

— Bitte, wie meinen Sie das?

Was gingen den die Damen an? Ich antwortete ihm natürlich gar nicht. Doch er ließ nicht locker:

— Die Damen reisen nämlich mit mir!

Na, da gab ich ihm denn die ganz einfache Erklärung, weßwegen ich ja wirklich nur die Bemerkung gemacht:

— Jeder Mensch bedarf eines gewissen Luftquantums zum Leben. Vom sanitären Standpunkte also: je weniger in einem engen Raume desto besser.

Der Brillenpavian schwieg und legte sich in seine Ecke zurück.

Doch der eintretende Afrikaner, der, seitdem er dreizehn Negerkönige gedemütigt, sodaß sie sich vor ihm im Schlamm wälzten, keine Anmaßung mehr vertragen kann, zog sofort ein paar Cigarren aus der Tasche und bot sie uns an.

Ich kannte die Sorte. Der große Forscher hat sie sich eigens für seine Expeditionen anfertigen lassen. Sie verbreiten nämlich einen so quälend grauenhaften Rauch, daß nach fünf Minuten Brennen auch der wildeste Sklavenhändler alle seine Gefangenen freigiebt, falls man verspricht aufzuhören.

Sie können sich denken, daß wir schnell zugriffen.

Zuerst sagte der Brillenpavian gar nichts. Er blieb ruhig in seiner Ecke und beobachtete uns nur fortwährend durch seine Gläser

Der gewaltige Erdteildurchquerer erzählte ganz harmlos Geschichten, während wir die Wirkung abwarteten:

— Denkt Euch Kinder, am Kilimandscharo traf ich voriges Jahr eine Heerde von Pavianen. Die roochten Cigarren. Der älteste bot mir welche an. Das sind sie. S' ist 'ne Seltenheit!

Er glaubte der Brillenpavian werde sich dafür

interessieren und ihn um ein Exemplar bitten, doch der Bengel fauchte plötzlich los:

— Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie sich in der ersten Klasse befinden!

Sofort versetzte es ihm der Kunstmaler:

— Sehr richtig! Wissen wir! Wissen wir!

— Da ist das Rauchen verboten!

— Nicht bedingungslos!

— Bitte sehr, bloß bei Einverständnis aller Mitreisenden!

In einem Ton beeilten wir uns alle drei zu antworten:

— Na ja! Wir sind ja alle einverstanden.

Der Brillenpavian stand auf:

— Aber ich nicht.

Der große Afrikaner, der an die ungezähmten Leidenschaftsäußerungen der Naturvölker gewöhnt ist, sagte in aller Ruhe:

— Erlauben Sie eine Frage wertester Herr: warum denn nicht?

— Ich bin nicht wertester Herr ... und Ihre Cigarren stinken einfach.

Damit hatten wir gewonnenes Spiel. Nun hatte sich der Brillenpavian ins Unrecht gesetzt. Natürlich spielte sich der große Entdecker sofort auf den Beleidigten und verbat sich jede Kritik seiner

Cigarren und zwar in so nachdrücklicher Form mit dem Zähnefletschen eines belittenen, zentralafrikanischen Häuptlings und einem Fausttrommeln auf dem Brustkasten wie ein angeschossener Gorilla, daß der Brillenpavian augenblicklich gleichfalls das Coupé verließ.

— Adieu Sie!! Schrie ihm der Kunstmaler nach.

Na nun waren wir ja endlich am Ziel, der Sieg war unser, der Gegner hatte das Schlachtfeld geräumt. Ein schallendes Gelächter verkündete die feindliche Niederlage.

Wir waren so fröhlich, daß der Kunstmaler einfach einen Lachkrampf bekam, der nicht aufzuhalten war. Er wand sich förmlich auf den Kissen herum.

Da das Lachen doch etwas zu vernehmlich ward, schloß ich mit einem Stoß die Schiebethür, wobei es mir gelang den langen Bart des berühmten Farbenvergeuders einzuklemmen. Er lag nämlich gerade in Schwimmstellung auf dem Boden.

Das hemmte den Lachkrampf.

Bis wir die Thür wieder geöffnet hatten ihn zu befreien war er geheilt.

Wir waren ganz still. Da erschien uns denn die plötzliche Ruhe natürlich unheimlich und der Afrikaner schlug vor, nach Art der Schwum-Schwum-

Se-Leute vom Victoria Nyanza ein officielles Sieges-geheul erschallen zu lassen.

Keiner weigerte sich. Wir fanden die Idee reizend, und brüllten also sofort, als ob wir am Spieße steckten. Daß sich im Längsgange des Wagens allmählich die Mitreisenden zu sammeln begannen, faßten wir als die unserer Kunstleistung gebührende Aufmerksamkeit seitens des Publikums auf.

Sie können sich vorstellen, daß wir uns bestrebten den Naturlauten der Schwum-Schwum-Se-Leute nun noch näher zu kommen.

Da liefen wir in irgend einen Bahnhof ein. Der Zug hielt. Weil uns das Rädergeklapper nun nicht mehr störte, kam unser Gesang natürlich noch besser zur Geltung. Und alsbald standen die Menschen auf dem Perron vor unserm Coupé wie die Heringe.

Ihre lächelnden, glückseligen Gesichter gaben uns den Beweis, daß wir uns auf dem rechten Wege befanden. Das spornte unsere Kehlen zu ungeahnten Leistungen an.

Leider hatte der Schaffner keine künstlerische Ader und riß plötzlich die Thür auf:

— Meine Herren ich muß dringend um Ruhe bitten!

Der Herr vom Bahnhof mit der roten Mütze unterstützte ihn noch dazu:

— Wenn Sie nicht ruhig sind, meine Herren, werden Sie von der Weiterfahrt ausgeschlossen!

Selbstverständlich gaben wir nach und schwiegen. Es konnte nicht in unserer Absicht gelegen sein uns vor diesen offenbar total unwissenschaftlichen und unkünstlerischen Böotien zu profanieren.

Der Zug brauste weiter. Wir waren mäuschenstill. Doch zur äußeren Ursache war allmählich eine innere hinzugekommen: Die afrikanischen Cigarren begannen ihre Wirkung zu thun. Offengestanden kämpften wir alle drei mit empfindlicher Übelkeit. Der Kunstmaler wie der Afrikaner sahen aus wie die Kalkwände.

Da gab es nur eine Rettung: einen tüchtigen Cognac.

Wir schritten also . . . das heißt wir turkelten . . . der unruhige Gang des Zuges trug allein die Schuld daran . . . zum Speisewagen.

Am ersten besten Tisch nahmen wir Platz. Bald hatten wir uns bei einer Flasche Sekt und ein paar Schnäpsen erholt.

Nun gewannen wir unsere volle gute Laune wieder, die blos für einen Augenblick dadurch getrübt ward, daß wir am Nebentisch den Brillenpavian mit den beiden Damen entdeckten.

Ohne, daß es einer Besprechung weiter bedurfte,

waren wir uns darüber sofort klar, daß die Leute weggeödet werden müßten. Jeder von uns trug sein Teil dazu bei.

Ich begann mit vernehmlicher Stimme:

— Meine Herren es giebt bekanntlich Leute, die eine auffallende Ähnlichkeit mit Tieren haben. Ich kannte einen vereidigten Bücherrevisor der frappant aussah wie jenes Biest mit der ewig langen Schnauze: der Tapir!

Der Kunstmaler fuhr fort:

— Es giebt Damen, die wie die Bachstelzen aussehen!

Und der große Reisende:

— Am häufigsten sind Schleiereulen!

Nun war ich wieder an der Reihe:

— Bei Herren Affenarten. Sie kennen doch den Vers:

„Vom Affen, heißt es, stammen wir,
Nach Voigt sind wir veredelt nur!
Den Affen seh ich wohl in dir,
Doch von Veredlung keine Spur!“

Der Kunstmaler drohte wieder seinen Lachkrampf zu bekommen:

— Brillenpavian!

kreischte er nur so.

Da warf uns der große Durchquerer eine Geschichte an den Kopf:

— Es giebt am Tanganjika einen Volksstamm von dem man behauptet, daß so Männlein als Weiblein noch einen Schwanzstummel trügen. Also der Übergang zu den Affen-Menschen „Alali“ geheißen. Denken Sie, ich hatte das Glück sie im Urwalde aufzufinden. Sonderbarerweise trug jeder ein hölzernes kleines Grabscheit bei sich. Das war mir das einzig Unerklärliche. Die Lösung fand ich, als wir uns im Kreise zum after-noon-tea setzen wollten. Ich kreuzte die Beine und ließ mich nieder, Da bemerkte ich, daß noch kein anderer saß. Alle hatten sie ihre Grabscheite genommen und buddelten sich kleine Vertiefungen in den Sand, um ihr Affenerbteil zu verbergen. Nun erst konnten sie sich niederlassen.

Jetzt bekam der Kunstmaler aber wirklich seinen Lachkrampf. Doch ein drohender Blick des Schaffners, der gerade vorbeikam, beruhigte ihn.

Der Brillenpavian stand plötzlich auf und nahm Abschied von der Schleiereule und dem kleinen Schauerkäuzchen. Dabei hoben die beiden Frauenzimmer den Schleier. Wir fanden in betreff der alten Schleiereule unsere schlimmsten Befürchtungen übertroffen. Sie entpuppte sich als ein grauen-

hafter trauriger Jammeruhu. Aber dafür enttäuschte uns das kleine Schauerkäuzchen völlig.

Das war einfach ein süßes kleines Käuzchen!

Wir waren so erstaunt über die Entdeckung, daß wir die glückliche Abreise des Brillenpavians ohne freudige Akklamation vorübergehen ließen.

Die beiden Damen setzten sich wieder.

Sofort zog der Kunstmaler sein Skizzenbuch aus der Tasche und nahm die kleine Eule aufs Korn. Und wir beiden anderen, gewohnt nie ohne Beschäftigung zu sein, riefen natürlich sofort den Piccolo, der die Speisen auftrug:

— Zwei Bleistifte und zwei Bogen weißes Papier!

Nun ging es los. Wir zeichneten alle drei wie die Wilden. Immer die kleine, süße Eule. Der große Entdecker, der sonst einigermaßen skizziren kann, rutschte fortwährend ganz direktionslos auf dem Papier hin und her.

Ich kann nicht zeichnen, so fitschelte ich denn nur pro forma auf meinem Blatt herum, umsomehr, da ich das kleine Käuzchen — wahrscheinlich wegen des Schütterns des Wagens, — nie so recht scharf sehen konnte.

Aber auch der Kunstmaler, der doch gewohnt ist mit wenigen, sicheren Strichen ein Bild zu entwerfen, entgleiste fortwährend.

Die alte Eule drehte uns den Rücken zu, und war eingenickt, sodaß sie unseren Fleiß nicht bemerkte. Zuerst hatte auch die Junge nichts wahrgenommen. Doch plötzlich schien sie den Braten zu riechen:

Sie wurde mit einem Mal dunkel rot. Dann hielt sie sich die Hand vors Gesicht. Darauf ließ sie plötzlich wieder den Schleier herab.

Doch wir zeichneten ganz ruhig weiter. Der Kunstmaler deutete nur durch scharfe Schraffierung den Schleier an den beiden Stellen an, wo die beiden Köpfe saßen. Sein Bild hatte nämlich zwei. Er meinte es müsse an der eigentümlichen Beleuchtung liegen. Er liebt ja Lichtprobleme.

Der große Reisende hatte aber sofort eine entschieden stichhaltige Erklärung bei der Hand. Er, der so oft Wüstenstrecken durcheilt, meinte mit Sicherheit:

— Es ist einfach eine Luftspiegelung!

Das kleine Käuzchen zuckte bei jedem Blick zusammen, den zwischen Ansetzen des Bleies und Strich einer von uns ihr zuwarf. So kam es, daß der Kunstmaler, jedenfalls in der Zerstreuung wähnend er habe ein Modell vor sich, brummte:

— Da halten Sie doch mal still!

Nun wußte die arme kleine Eule sich gar nicht

mehr zu helfen und drehte sich mit einem Ruck zur Seite, uns das Bild zu verderben.

Sofort wandte der Afrikaner sein Blatt auf dem bisher freilich nichts menschenähnliches stand mit den Worten:

— Aha. Profil wird gewünscht!

Und wir zeichneten emsig weiter.

Da begann plötzlich das arme, kleine Käuzchen bitterlich zu weinen in seiner Ratlosigkeit.

Unbarmherzig malte sofort der Kunstmaler auf einen seiner Köpfe an die Wange ein paar lange Perlen:

— „Weinendes Mädchen," oder „der entflohene Liebling" oder „erstes Leid". Bleistiftstudie — knurrte er dazu, er der so groß ist im Erfinden von Titeln, die das Publikum liebt.

Das war zu viel. Die kleine Eule weckte die Alte. Wir bekamen ein paar empörte Blicke zugeschleudert, die auf das Papier zu bannen uns leider wegen Materialmangel versagt blieb. Im Schreck hatten wir nämlich alle drei die Spitzen der Bleistifte abgebrochen.

Die beiden Eulen verschwanden.

Wieder einmal hielt der Zug.

Der Kunstmaler steckte sein Skizzenbuch ein:

— Wir könnten noch einen herum schlafen bis Potsdam!

— Das ist'ne Idee von Schiller!

Sofort brachen wir auf, nicht ohne noch einen Cognac zu schmettern. Die Idee zu schlafen that uns wohl.

Aber das Coupé wiederfinden! Ja das ist nicht so leicht gemacht! Sie sahen sich ja alle ähnlich. Ueberall derselbe Teppich. Immer die gleichen Polster. Und die Menschen! Alle: zwei Augen, eine Nase, einen Mund. Einer größer, einer kleiner. Man kann doch nicht mit dem Centimeterstab herumlaufen und messen!

Drei Mal landeten wir falsch. Jeder von uns hatte einmal die Führung.

Der Kunstmaler wollte uns verleiten nach außen abzusteigen. Er behauptete wir kämen am schnellsten außen herum. Aber erstens gab es keine Trittbretter, zweitens ging die Thür nicht auf.

Der große Entdecker brachte uns in ein volles Coupé. Bei einer Curve verloren wir das Gleichgewicht. Ich hielt mich noch, die beiden anderen setzten sich jemandem auf den Schoß. Der Kunstmaler einer alten Jungfer.

Es hatte ihm so weh gethan, daß er vergaß um Entschuldigung zu bitten und nur rief:

— Au! Haben Sie spitze Kniee!

Der Afrikaner, der sich sehr wohl auf den Riesen-

würsten eines jovialen alten Herren befunden, meinte entschuldigend:

— Verzeihung. Wir sind durchs falsche Loch hereingefahren! Die Negerkraale sehen sich eben alle gleich!

Ich brachte endlich die Erlösung. In einem Coupé entdeckte ich die beiden Eulen in einer Ecke hocken. Das mußte das richtige sein.

Sofort drangen wir ein.

Leider schien das die beiden Damen nicht sehr zu freuen. Aber auch wir waren wütend. Wir wollten doch schlafen und dazu mußten wir uns doch lang ausstrecken!

Da war guter Rat teuer. Der Afrikaner allein, auch den verzweifeltsten Lagen gewachsen, fand einen Ausweg. Er tuschelte dem Kunstmaler etwas ins Ohr und machte mir ein Zeichen auf alles einzugehen.

Und nun geschah plötzlich mit unserem armen Freunde dem Maler eine furchtbare Veränderung. Er begann krampfhaft seinen Bart zu packen und ihn nach Art des Quirlens spitz zu drehen. Dann wieder teilte er ihn in drei Strähne und machte sich daran einen regelrechten Zopf zu flechten. Endlich aber ergriff er ihn bei den Spitzen, stülpte ihn am Kinn nach oben um, legte ihn sich übers Gesicht, bis auf die

Kopfhaare, lüftete seinen Hut, steckte die Bartenden darunter, und klemmte die Kopfbedeckung wieder in die Stirn, so daß mit einem Schlage sein ganzes Antlitz einem Urwald glich. Nur die Riesenzinke ragte aus dem wilden Gestrüpp heraus, wie ein erratischer Block furchtbar anzuschauen.

Die beiden Eulen waren einfach starr vor Schreck. Sie wagten nicht einmal zu schreien. Umklammert hielten sie sich wie eine Marmorgruppe.

Aber ihre Prüfung war noch nicht zu Ende, denn plötzlich begann der Kunstmaler entsetzliche, klagende Töne auszustoßen und mit halb zusammengepreßten Lippen in den aufgeklappten Bart zu blasen, daß die Haare um den Nasenfelsen wogten, wie ein sturmbewegtes Ährenfeld.

Nun konnten die beiden Eulen es nicht mehr aushalten. Sie stießen einen zitternden Weheruf aus.

Sofort beugte sich der große Forscher gegen sie:

— Meine Damen. Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig. Darf ich mich bekannt machen: Doktor Schneidewin. Irrenarzt. Unser unglücklicher Freund dort ist leider unheilbar irrsinnig. Wir sind auf dem Wege ihn in eine Anstalt zu überführen!

Die Damen waren sprachlos. Der Afrikaner fuhr fort auf mich weisend:

— Der Herr ist Wärter. Wir müssen natürlich

in Rücksicht auf das Publikum und den Kranken möglichst unauffällig reisen!

Da stöhnte der Kunstmaler, daß es sogar mir durch Mark und Bein ging. Entschlossen packte die alte Eule ihr kleines Käuzchen bei der Hand und zog es zur Thür.

Höflich meinte noch der große Entdecker:

— Es ist nämlich nur ein ganz harmloser Kranker!

Aber sie waren schon fort.

Ganz ruhig klappte der Kunstmaler seinen Bart wieder herunter. Wir zogen die Vorhänge zu und legten uns schlafen, indem wir uns lang ausstreckten.

Der kleine Grieben hatte geendet. Wir waren alle ganz verblüfft, und rauchten stumm unsere Cigarren. Nur der lange Rosen, der immer alles ganz genau ergründen möchte, fragte noch:

— Sagen Sie mal, lieber Grieben, aber Ihre Geschichte stimmt nicht ganz. Der Zug hielt doch so und so oft? Und in Wirklichkeit ist beim Kölner Schnellzug, Harmonika, Potsdam die erste Station?

— Nun ja? Und?

— Wo stiegen Sie denn aus?

— Wo wir aufwachten!

— Wo wachten Sie denn auf?

— In Köln natürlich!

— Sie hatten doch blos Billet bis Potsdam?

— Kein Bein! Der große Durchquerer der gewohnt ist mit kolossalen Entfernungen zu rechnen, hatte uns selbstverständlich in Berlin gleich Billets bis Köln genommen!

Halali! Halali!

Eigentlich habe ich, wie ich glaube, gar keine Anlage zum Philister, und dennoch ist es mir jedesmal, wenn ich den roten Rock zur Parforcejagd anziehe, als hätte ich vor den Jagden in einem grauenhaften Zustande der Spießbürgerlichkeit gelebt.

Wenn ich hinauskomme in die weite, freie Fläche, die sich bis zum Horizonte zu dehnen scheint, dann wird mir das Herz weiter, dann atme ich tief auf und fühle mählich von mir alle kleinen Bedenken der Enge abfallen, eines nach dem andern.

Das ist die Natur, die mich bedrängt, das ist die Rückkehr zur Natur, die ich feiere.

Ich kam aus dem Gewühl der Gassen, aus der Stickluft der Stadt, wo die Menschen sich stauen und schieben. Fremde, gleichgültige Menschen, die mir gar den Platz zum Gehen nahmen, so daß ich nur im Zickzack meinen Weg schreiten konnte, auf dem ich mit ihnen die Luft zum Atmen teilen mußte. Ich

verließ die riesigen Mietskasernen, wo man immer schmerzlich gemahnt wird, daß über, unter, neben einem noch andre wohnen, auf die man Rücksicht nehmen muß. Unausgesetzter Lärm der Straße hatte mich umtobt, das Gestoße, Getriebe mir die Nerven durchrüttelt . . .

Und nun plötzlich einsames, heiliges Schweigen...

Und nun mit einemmal weite, wundervolle Einsamkeit . . .

Und nun endlich Raum, überall freies Feld, so weit das Auge reicht, dunkle, schwere, fruchtbare Äcker, grüne, frische Wiesen, blaue Wasserspiegel, duftender Wald und Himmel nach allen Seiten.

Die Natur!

Unter Büchern und Theater, Gesellschaft und Vergnügungen, unter allen Kulturfreuden- und -leiden vergaß ich sie ja so lange, die doch meine beste Freundin ist, zu der ich zurückkehre, wenn ich wieder leben, das ist Mensch sein will!

Unter den Menschen vergaß ich es ja fast!

In den Modebädern, in den Bergen oder an der See, ist die Natur geknechtet, ist sie doch der Kultur unterlegen. Sehen kann man sie, aber nur von weitem mundgerecht gemacht, drapiert in bengalischer Beleuchtung. Dort komme ich ihr nicht nahe. Es sei denn, daß ich mit Freund Reinstadler

aus den Dolomiten wieder einmal im Schweigen der Nacht einem seiner heimatlichen Riesen auf den Leib rücke, oder daß ich mit meinem lieben, alten Dänen ein paar Tage auf der Yacht in See bin, bei böigem Nordnordwest und steifem Grog.

Aber schöner ist es doch noch hinter den Hunden.

Bei meinem Freunde bin ich dann Gast auf seinem einsamen Waldschloß „Herbstfrieden."

Es liegt irgendwo — in Mitteleuropa, wo es Wald giebt, zwölffüßige Wassergräben und meterhohe Koppel-Ricks, dazu fünfundsiebzigtausend Kilometer jagdfreie Heide.

Um uns herum wogt und rauscht fünfhundertjähriger Eichenstand, langsam, majestätisch, nicht flatternd und ängstlich wie die dürftigen Bäumchen der Stadt.

Das Schloß ist alt und gewaltig. Wie eine Feste mit Mauern umtürmt, unglaublich stark, nicht zu durchbrechen. Ein tiefer Graben umzieht den Bau, bis an den Rand voll Wasser, und schwarze, steife Schwäne schwimmen darauf mit lächerlich roten Schnäbeln. Die Brücke, die zum Lande führt, ist massiv, mächtig in Quadern. Die hohen Wände des Schlosses hinauf läuft dichter Epheu, an der Südfront Wein, der sich nun schon herbstlich gelb

und braun gefärbt hat. Das kupfergedeckte Dach schillert in grüner Patina.

Auf dem Hofe steht eine weitschattende Ulme, und auf der Bank darunter sitzen wir beim Frühstück.

Ein Diener, der seit dreiundvierzig Jahren schon in der Familie ist, bedient uns.

Wir essen kaltes Fleisch und Butterbrot — ganz einfach — aber dazu trinken wir alten Romané. O das wärmt und ist köstlich!

Nur zu dreien sind wir bei Tisch: der Freund, seine Frau und ich. Alle drei fertig zur Jagd, mit weiten, englischen Reithosen und hohen, steifschaftenen Lackstiefeln, heller Flanellweste und rotem Rock. Die kleine Frau ist als Amazone gekleidet.

Vom Seitenflügel her, wo die Ställe sind, werden uns die Pferde gebracht. Wir prüfen Sattel und Zaum. Schnell noch den Rest im Glase geleert, die Hetzpeitsche mit dem kurzen Stiel, der langen Schnur zur Hand — dann in den Sattel.

Es schallt von den Steinfliesen, wie wir im Schritt durch den Hof über die Brücke reiten. Nun schlagen wir Waldpfade ein. Eine lange, gerade Allee geht es dann in leichtem Trabe hinab, elastisch weich, klanglos auf dem Nadelbett unter unsern Füßen.

Vorn schimmert durch die Schneisenöffnung als heller Punkt der Himmel, dem wir zustreben.

Kein Wort wird gesprochen, wie ab und zu eines über die Pferde, über die vier neuen Koppeln, die der Master in England gekauft, um die Meute aufzufrischen, über Wetter und Jagdaussicht, ob der Regen dem „sent“ der Hunde gefährlich werden könnte, das heißt ob sie die Fährte verlieren möchten.

Hier schweigt das Tagesgespräch von Kurssturz und neuen Konkurrenten, vom letzten, geglückten Fest beim Kommerzienrat, vom Durchfall bei der Première. Hier fragt niemand, wo der Hof in der vergangenen Woche residiert, ob ein Krieg in Aussicht, was die Tagesblätter zur „politischen Lage“ sagen.

Hierher ist nicht einmal ein Ruf der Kunst gedrungen. Ich brauche mich nicht herumzudrücken, um bei diesem und jenem nicht anzustoßen.

Nur eines kennt man hier, für eines nur lebt man, eines nur beherrscht Gedanken und Sein: die Natur!

Und so kommt es, daß ich hier nur fühle, daß die Kultur, auf die wir so stolz sind, noch nicht die Nerven zerfressen, die Sprache verbildet hat, die Seelen verdorben dieser Naturmenschen, in Mitteleuropa — hinter den Hunden.

Das macht mich glücklich. Hier kann ich mich ausruhen, hier kann ich ganz meines Menschentums mich freuen.

Wir sind am Stelldichein. Es wimmelt von Rotröcken. Man begrüßt sich, schüttelt sich die Hand, macht sich bekannt, trifft alte Freunde und Jagdgenossen.

Der siebzigjährige Graf aus dem Heideschloß ist immer noch da mit seinen drei Töchtern, die vor lauter Umherschweifen in Wald und Flur keine Zeit gefunden haben, um die Bälle in der Residenz zu besuchen. So sind sie sitzen geblieben. Was verschlägt ihnen das?

Und nun kommen die Hunde, zwanzig Koppeln, also vierzig Stück. Ihr fröhliches, bald helles, bald klagend dumpfes Geläut, klang schon längst als Echo durch den Wald.

Huntsman und Piqueure grüßen.

Unser Master, der weißhaarige, grobe Herr von Wulckow auf Wulckow, schwingt sich auf einen andern Gaul, er kam über zwanzig Kilometer weit zum Stelldichein.

Längst ist das jagdbare Tier ausgesetzt worden. Vielleicht ein „Keiler“, vielleicht ein Hirsch! Ich weiß es ja wirklich nicht! Mir ist es so gleich! Er wird schon laufen, denn der spindeldürre, winzige

Herr Glasenapp, der Pächter meines Freundes, verkündet uns strahlend:

— Es giebt 'ne gute Jagd heute!

Die Hunde sind an die Fährte angelegt. Plötzlich verstummen sie. Dann aber stürmen sie über die Wiese hin mit steif emporgestreckter Fahne und hellem Geläut.

Das prächtige Bild: auf dem mattgrünen Rasen mit seinen dunklen Wasser- und gelben Herbstflecken die vierzig weißen, braungelb gewürfelten Hunde in wilder Fahrt. Hinterher **Huntsman** und Piqueure. Zuletzt der Master!

— Anjagd,

klang die Fanfare.

Das Feld bricht auf: zweiundsechzig Rotröcke, sieben Damen.

Ich halte mich rechts neben der kleinen Frau, die mir der Freund für den „scharfen run" anvertraut. Sie stört mir die Freude nicht, denn ihre Stute ist „todsicher", und die darauf sitzt, hat das Herz auf dem rechten Fleck.

Das ist es ja! Herz! Herz! Hier bei uns zeigt es sich, wer es hat. Feige und Schwächlinge können wir nicht gebrauchen. Selber ist der Mann.

Hinter den Hunden ist kein Zusammengehen. Keiner darf sich auf einen andern verlassen. Jeder

muß sich selbst seinen Weg bahnen. Nur das gemeinsame Ziel eint uns Reiter-Jäger. Im Rudel können wir nicht reiten, denn wir haben ja, Hubertus sei Dank, die Straße verlassen.

Wo wir uns den Pfad suchen, hat keiner vorher mit Kippregel und Distanzlatte gemessen und dann nach den Regeln den Damm gebaut, daß ja niemand den Weg verfehle.

Wassergräben laufen nicht rechts und links der Straße, sondern querfeldein. Wir gehen über die Gräben, nicht daran hin. Wenn einer hineinplumpst, nun so zieht er den Gaul wieder heraus und reitet weiter. Naß geworden ist er — was thut's? Wind und Sonne trocknen die Kleider.

Und wenn er liegen bleibt?

Alle können nicht beim Halali sein. Ist's nicht auch so im Leben? Mancher stirbt oder stürzt vorher, so daß er ausscheiden muß im großen Wettkampf um menschliches Glück.

Schlimm für ihn, aber es ist halt mal so, und wir haben keine Zeit, dabei zu verweilen. Wir müssen weiter, immer weiter, sonst fehlen auch wir beim Halali!

Wenn er auch liegen blieb, so ist er doch wenigstens den eigenen Weg gegangen, nicht mit der

Herde auf der Chaussee, wo die Nußbäume gepflanzt sind, daß sie nur auch ja eine Obsternte bringen!

Ja: querfeldein, selbstgebahnte Straße!

Vor allem aber nicht langsam wie die Botenfrauen, sondern Galopp! Galopp! Nur nicht im Schritt hinziehen! Feuer, Leben, Bewegung muß sein!

Das macht doch das Leben erst des Lebens wert! Der Schauplatz muß wechseln! Wer an der Scholle klebt, dem engt sich der Horizont!

Da schießt denn der Boden fort unter dem Pferde, Bäume und Sträucher huschen vorbei. Wir sind von der Wiese auf Heideland gekommen.

Der Gaul tritt in ein Loch. Fast hätten wir die Erde geküßt. Aber wir haben keine Zeit jetzt zu Zärtlichkeiten, denn weit vorn mit hellem, frischem, wundervollem Geläut jagen lehnab die Hunde.

Eine Hecke sperrt den Weg. Die Stute der kleinen Frau zieht das Ding an. Hui! Ratsch — fliegen noch ein paar Blätter herum. Sie ist hinüber.

Mein Wallach hat ein wenig verhalten: Die Zügel gestrafft, heran das Tier ans Gebiß, Peitsche hoch, Spornstich. Ab! Go on! Hinüber.

Dann aber nicht die vergangene Leistung be-

staunt. Keine Zeit! Vorwärts, vorwärs, weiter. Augen auf, denn überall lauert Gefahr!

Dort die Stelle ist sumpfig. Die fetten, dunklen Gräser zeigen es an. Einen Bogen geritten. Wem man nicht gewachsen — weicht man aus. Mit dem Morast hat ein ehrlicher Reitersmann nicht gern zu schaffen.

Donnerwetter! ist das ein langer „run“. Kein Ende kann er finden.

Drüben links an der Schonung fällt etwas. Schnell einen Blick zur Seite. Es ist der siebzigjährige Graf aus dem Heideschloß, der mit seinem Fuchshengste einen Purzelbaum geschlagen. Im hohen Alter hat das was zu bedeuten. Uns jungen Kerls sind die Knochen noch weicher, man rollt sich auch wohl zusammen wie eine Katze.

Doch der Greis ist schon wieder im Felde. Als sei nichts geschehen, geht sein Tier in langen, vornehmen Sprüngen weiter. Er hat die Schulter schmutzig und den Ärmel voll Erde. Das ist alles. Und nun galoppiert er fort mit tiefer Faust und mit seinem gestreckten Sitz, wie eine Kerze. So saß man damals, als er noch jung war, der Alte. Doch fallen kann er noch heute. Er hat es bei sechzig Jahren im Sattel gelernt.

Da plötzlich ein Stopp. Die Hunde sind kürzer

geworden. Keinen Laut geben sie von sich, nur Winseln und Klagen. Sie haben die Fährte verloren.

Im Kreise treiben sie sich suchend umher. Einzelne Verirrte werden mit der Peitsche vom huntsman und von den Piqueuren zurückgeklatscht.

Der Master schimpft und flucht.

Das Jagdfeld reitet schweigend Bogen, um die warmen Pferde nicht stehen zu lassen. Weit vor uns endlos, endlos streckt sich die Heide. Es flimmert über den Halmen. Die Grille zirpt, es singt aus den Gräsern, und dazwischen immerfort das Anschlagen der Meute.

Rechts von uns dehnt sich in dunklem Strich der Hochwald Dort liegt das Waldschloß „Herbstfrieden" des Freundes, bei dem ich raste — in Mitteleuropa, hinter den Hunden.

Die Sonne steht eine Handbreit über den dunklen Eichenkronen in matter, rötlicher, dunstumspielter Scheibe. Wir sind schon weit vorgeschritten im Jahre — dem Winter zu, der bald ästebrechend mit seiner weißen Last einziehen wird in den ewigen Forsten drüben.

Es liegt etwas Trauriges, Elegisches auf diesem Herbstbilde. Das werde ich erst gewahr nun, wo wir halten.

Da haben die Hunde die Fährte gefunden. Ihr

Geläut verkündet es sofort. Sie jagen wieder laut, immer noch ziemlich zusammen, wenn auch etwas mehr auseinandergezogen wie im Anfang. Ein paar faule, ein paar junge sind müde geworden. Die Fanfare: „Gute Jagd!“

— Go on!

geht es weiter.

Nun kommen wir in das „Grabenrevier“, wie wir es nennen, wo alle dreihundert Schritt ein Wasserspiegel den Weg hemmt.

Hurra! Jetzt beginnt das Springen. Überall und überall Pferde, die im Fliegen oder im Satz Hindernisse nehmen.

Mein Wallach springt einmal zu kurz. Mit der Nachhand platscht er ins Wasser. Ich beuge den Leib weit vor, so kommt er heraus.

Die kleine Frau ist längst hinüber und davon. Also in die Bügel gestellt, leicht gehoben, ein paar Zungenschläge und nun geht es ihr nach.

Einen Juchzer stoße ich aus in reiner Reiterfreude, daß Herr Glasenapp, der mir nahe gekommen, mich ganz erstaunt mit den Augen mißt.

Da plötzlich sehen wir den Schwarzrock, den Keiler, laufen. Noch ein paar Minuten, und die Hunde haben ihn gedeckt. Nun heißt es aufgepaßt; gleich wird uns der Master, hinter dem wir bleiben

müssen, wie es streng die Regel erheischt, das Zeichen geben, daß wir zum „Ausheben“ freie Bahn haben. Da lüftet er schon die Kappe. Die Hunde haben das Wild gestellt und bald gedeckt. Von allen Seiten jagt man heran, springt ab, um der Erste zu sein. Satteleere Pferde stehen im Kreise umher. Eines trottet ganz gemütlich davon. Einer Dame gelingt es, das Tier bei der Trense zu fassen. Ein Glück für den Besitzer, der nun nicht den langen Heimweg zu Fuß in Aussicht hat.

Die Meute läutet wütend in allen Tonarten: ein paar Hunde haben sich festgebissen am Keiler, ein paar andre hat er mit den elfenbeinernen Gewehren im Bogen blutend zur Seite geschleudert.

Der alte siebzigjährige Graf vom Heideschloß war der Erste beim Halali! Wieder einmal hat er „ausgehoben“, den Keiler beim Hinterlauf gepackt und ihn auf den Rücken geworfen.

Der Master giebt den Fang. Er hebt die Mütze, daß sein weißes Haar im Winde flattert, und ruft sein scharfes, kräftiges, fröhliches:

— Halali! Halali! Halali!

Alle haben den Hut gelüftet, alles im Chor wiederholt:

— Halali! Halali! Halali!

Mir läuft eine Gänsehaut über den Buckel in

freudiger Erregung, obgleich es mir sonst geht wie Theodor Fontane, der gesagt hat: „Ich habe keinen Sinn für Feierlichkeit!“

Übrigens die Fanfare „Gute Jagd“ dafür dem greisen Dichter zu Ehren!

Nun tönen die Hörner. Das tote Tier wird ausgeweidet und die Eingeweide der Meute vorgeworfen. Die Curée ist gehalten. Die Hunde wühlen wütend oder behaglich, je nach ihrer Laune, in den rauchenden Gedärmen und irren dann wedelnd mit ihren purpurgefärbten Schnauzen umher oder legen sich keuchend auf den Heideboden.

Eichenzweige sind gebrochen, sie sind ja nicht schwer aufzutreiben hier im Eichenland. Wir stecken uns die Brüche an zum Zeichen, daß wir beim Halali gewesen.

Und nun — nach Hause.

Im Waldschlosse „Herbstfrieden“ ist die Tafel für uns alle gedeckt. Also zum Heimritt.

Für die Damen hat der alte Graf seinen Viererzug geschickt mit Decken und Tüchern, daß die erhitzten Reiterinnen sich nicht erkälten sollen. Er selbst klettert auf den Bock der coach.

Wir andern reiten rechts und links, davor, dahinter.

Da sich die Jagd im Bogen herumgezogen, sind

wir wieder an der langen Allee, die zum Schlosse führt. Man sieht es weit unten am Ende der schnurgeraden Waldstraße liegen. Lichtschein bricht aus den Fenstern, denn es beginnt jetzt schon zeitig dunkel zu werden.

Ich weiß, was meiner dort wartet: ein Jagddiner unter lieben, lieben Leuten, von denen keiner geistreich ist, von denen keiner Witzfeuerwerke abbrennt. Dort schweigt das Tagesgespräch von Kurssturz und neuen Konkurrenten, vom letzten, geglückten Fest beim Kommerzienrat, vom Durchfall bei der Première. Niemand fragt, wo der Hof in den vergangenen Wochen residiert, ob ein Krieg in Aussicht, was die Tagesblätter zur „politischen Lage“ sagen.

Hierher ist nicht einmal ein Ruf der Kunst gedrungen.

Aber hier hat noch nicht die Kultur fin de siècle, auf die wir so stolz sind, die Nerven zerfressen die Sprache verbildet, die Seelen verdorben dieser Naturmenschen — in Mitteleuropa, hinter den Hunden.

Hier brauchen wir alles nicht, was uns in der Stadt notwendig dünkt. Wir sind hier zur Natur zurückgekehrt, die uns umgiebt, die wir einsaugen stündlich, jede Sekunde mit allen Sinnen.

Die vier Pferde ziehen an, es geht dem Waldschlosse „Herbstfrieden“ zu.

Nebel ist eingefallen. Der Schleier, den der Abend im Herbst über die Erde wirft, ist niedergesunken. Nur das Flimmern der Lichter sieht man ganz in der Ferne, unsicher wie ein Gespenst.

Auf dem Waldboden rollt fast unhörbar die coach. Der alte Graf, dessen Ärmel noch immer schmutzig vom Sturze, knallt einmal mit der Peitsche Dann wiehern und schnauben die Pferde. Rote Punkte — die glühenden Cigarren der Reiter — wippen in der Luft auf und ab, und langgedehnt tönt der Hornruf der Diener hinten auf dem Viererzuge in den Dämmerabend hinaus:

Tu . . . u . . . u . . . u . . . Tutu . . . Tutu . . . Tu . . . u . . . u . . . u . . .

Angerissen.

Wir saßen in der Ecke am täglich fein sauber gescheuerten Stammtisch und es war schon recht spät geworden.

Herr Giese, der Commis, der auf dem Drehschemel vor seinen Kontorbüchern hockte und so nebenbei das Einschenken besorgte, schnarchte schon seit zwanzig Minuten auf den verschränkten Armen, so daß sein Haarschopf gen Himmel stand ... Alles war müde, und doch ging keiner.

Dr. Klopffleisch mit der rotblauen Moselnase fand die bezeichnende Formel:

— Der Abend ist nun mal angerissen!

Da blieben wir denn also „kleben“.

Keiner sprach ein Wort. So ging das lange Zeit.

Der große Blankenberg von Ober-Lissa, dem Gut mit der Schweizer-Muster-Molkerei, lag in der Ecke des Ledersofas, das er fast allein ausfüllte und schlief. Nur ab und zu scheuchte er eine müde

Fliege fort, die sich ihm auf die Platte gesetzt. Der Maler „Klex“, wie er am Stammtisch genannt wurde, aß mit unerschütterlicher Ruhe Knackmandeln, und der fette Herr Kiehne, der Barchentfabrikant, wischte sich schon gewiß zum hundertsten Male den Glasrand ab. Ein sicheres Zeichen, daß er „den Anschluß erreicht“.

Trinken that eigentlich keiner mehr.

— Es ist doch zu dumm, zu was wir eigentlich sitzen bleiben!

sagte ich endlich.

Und Dr. Klopffleisch gab mir Recht:

— Rein totgeschlagene Zeit!

— Na, da gehen wir doch, Herr Doktor!

— Kein Bein! Der Abend ist nun 'mal angerissen.

Wieder schwiegen wir. Nur der Fette wischte sein Glas und der Gutsbesitzer fing eine Fliege. Endlich legte Klex den Nußknacker fort und schob den Teller auf den Tisch:

— Verdammt famose Redensart das „angerissen“!

Er starrte vor sich . . . Keiner antwortete ihm. Wenn er Knackmandeln aß, wußten wir ja, daß er bezecht war.

Und da sagte Klex noch einmal:

— Verdammt famose Redensart das „angerissen.“

Alles schwieg.

Nun sah er aus seinen kleinen, roten, ewig zugekniffenen Äuglein uns alle der Reihe nach an:

— Verdammt famose Redensart das „angerissen“, sage ich!

Der Doktor that ihm endlich den Gefallen:

— Na, Alex, da schießen Sie doch 'mal los!

Alex rückte sich auf seinem Stuhl zurecht:

— Es ist verdammter Blödsinn, wenn ich Euch das erzähle heute abend . . . denn ihr kapiert es ja doch heute abend nicht mehr . . .

Er sah nach der kleinen Uhr, die über dem Pulte des schlafenden Commis hing:

— Es ist ja schon zwei . . . zwei . . . da sollte man eigentlich nicht mehr so 'was erzählen . . . .

Da wir aber alle schwiegen, so ärgerte ihn das und er erzählte es doch:

— Nämlich mein Freund Thiele, Heinrich Thiele der Kunstmaler . . . . der war so . . . . Heinrich Thiele . . . Herrgott von Bimbach . . . das war'n Kerl! . . . Ihr habt meinen Freund Thiele nicht gekannt! Ich sage euch, wenn der bei Laune war! Na so was! Und er war eigentlich immer bei Laune . . . . Ein genialer Kerl . . . . ein lieber

Kerl . . . Groß, schön, mit dunkelblonden Haaren und blondem Schnurrbart. Und angezogen tadellos immer. Alle Weiber waren in ihn verliebt. Und dann hatte er auch noch Geld . . . Für einen Künstler das Allerdümmste.

Eine fixe Idee hatte er: „wenn's mal angerissen ist!" Was angerissen war, das galt bei ihm überhaupt nicht mehr. War der Thaler angerissen — gab er ihn auch aus. War die Nacht mal angerissen — bummelte er sie auch durch. Nichts halb, alles ganz. Und nie genug haben. Er war fürs Übermaß. Er schwärmte für alles, er kannte alles, er verliebte sich in alles. Dabei war er aber gar nicht etwa reiner Genußmensch nur. Denn im Grunde seines Herzens war er Künstler. Nur war das Künstlerische in ihm latent, gebunden. Er wußte nicht wohin damit. Hätte ihn Not gezwungen, er hätte es gefunden, wohin es ging. Aber er hatte ja Geld: das Allerdümmste für den Künstler.

Einmal hatte er so seine Zeit, wo ihm Musik über alles ging. Da saß er den ganzen Tag am Flügel. Und wie spielte der Mensch. Er konnte eben alles. Abends ging er dann in ein Konzert, oder in die Oper, und dann saß er die halbe Nacht mit den Musikern, die er kannte und sog sich voll von Musik. Wenn die anderen aber nach Hause

gingen, setzte er sich noch ans Klavier und spielte bis zum Morgen.

In der Zeit war alles Musik, nur Musik, nur Musik.

Dann sagte er mir wohl:

— Musik ist das Einzigste, weshalb das Leben Zweck hat.

Aber eines Tages war es aus. Radikal aus. Nicht einen Ton schlug er mehr auf den Tasten an. Er konnte Musik überhaupt nicht mehr hören. Man durfte gar nicht davon sprechen, sonst wurde er nervös.

Dann aber überfiel ihn plötzlich die Malerei, wenn vielleicht gerade die Ausstellung eröffnet war. Und nun gab es nichts mehr für ihn auf der Welt als Bilder. Er sah nur noch Farben, er träumte nur noch von Lichtwirkungen, er redete nur noch von Maltechnik. Er sann, wie man dem beikommen könnte, was augenblicklich seine Fantasie bewegte.

Dann malte er auch — aber eben nur dann.

Und dann kam er wohl eines Tages zu mir und sagte:

— Um eins geht der Zug nach München. Die Ausstellung ist eröffnet. Kommst du mit?

So ging es eine Zeit lang, bis er mit er=

schrockenen, verklärten Augen, als sei eine Offenbarung über ihn gekommen, erklärte:

— Der Malerei fehlt eine Dimension. Sie ist arm. Sie ist unwahr. Gott im Himmel wer Bildhauer wäre!

Und am Tage darauf hatte er ein Atelier und bildete mit genialem Wurf wundersame Werke aus Thon, bis er, nachdem ihn das ein paar Wochen festgehalten, mir mit Thränen in den übernächtigen Augen — denn er hatte auch die Nächte durch gearbeitet — gestand:

— Alter . . . Die Plastik ist der dümmste Betrug von allen. Wir können ja nichts, wir können nichts! Was ist die dumme Erdpatzerei gegen die Natur?

Dabei gab er dem entstehenden Werk einen Stoß, daß es fiel und in Trümmer ging.

Dann ging er gleich von München aus in die Berge, zunächst Tirol, darauf nach der Schweiz. Und nun plötzlich waren alle Leute dumme Jungen, die nicht zum mindesten das Finsteraarhorn gemacht.

Er nahm sich Führer und fing an zu steigen. Und weil er ein geschickter Kerl war, Kräfte hatte, und alles mit solcher Leidenschaft ergriff, so glückte es ihm auch. Da hat er denn, während ich gemütlich im Hotel blieb und mir die Geschichte von

unten aus ansah, eine ganze Reihe von „Pik" und „Piz" und „Mont" und „Monte" und „Spitze" und „Horn" und „Stein" und „Joch" gemacht, daß die beiden Brüder Reinstadler aus den Dolomiten, die er überall mithatte, wirklich Achtung bekamen. Wenn er mich wiedersah, sagte er dann wohl:

— Je höher man kommt, desto gewaltiger wird die Natur. Wer das festhalten könnte!

Und schließlich ging er nicht mehr nach der Schwierigkeit, nur nach den Metern. Er hatte seine Steinmännchen auf ganz anständige Burschen gesetzt, auf den „Disgrazia" und solche Kerls. Mit dem höchsten hatte es plötzlich ein Ende.

Als er eines Abends in Chamonix vom Mont-Blanc herunterkam, da war es aus. Ich weiß noch, wie er es mir im „Hôtel du Glacier" sagte:

— Alter — höre mal, die ganzen Alpen sind doch eigentlich alberne Zwerge. Wenn man denkt, dagegen die Anden oder gar der Himalaya!

Und plötzlich war es eine unbegrenzte Sehnsucht nach dem Wasser, die ihn befiel. Dort sei man doch „noch näher der Natur, ja gleichsam in ihr" wie er meinte.

Natürlich waren wir bald an der See. Zuerst gondelten wir nur so auf den Mietsbooten umher,

dann paßte ihm das nicht mehr und er ging daran, sich ein eigenes Schiff zu erstehen.

Es war in Klampenborg bei Kopenhagen. In Skodsborg sollten ein paar schöne Boote liegen. Unterwegs wurde natürlich von nichts anderem gesprochen, als von dem bevorstehenden Kauf:

— Ich denke, so mit 12 bis 1500 Kronen müßte man doch was Anständiges bekommen können. Und schließlich, wenn's nicht anders ist, bißchen mehr.

Aber was wir an Segelbooten sahen, gefiel ihm nicht und endlich nahm er ein großes Boot für 4000 Kronen:

— Alter — die Zehntausend, die ich mitgebracht, sind nun 'mal angerissen.

Acht Tage darauf, nachdem wir mit zwei Mann, die er sich gemietet, herumgefahren, sodaß wir kaum an Land kamen, fanden wir in Kopenhagen eine Yacht liegen, groß, elegant, schnell, leicht getakelt, genug prachtvoll und mein Freund Heinrich fing an, von ihr zu schwärmen Er bat sich vom Besitzer die Erlaubnis aus, an Bord zu kommen und sie zu besichtigen.

Von diesem Tage ab fuhren wir nur noch auf ein paar Stunden hinaus, dann gingen wir dicht bei der Yacht des Engländers — es war ein Mr.

Blackfoot aus irgend einem schottischen Hafenneste — vor Anker.

Und eines Vormittages, als wir wieder dem schönen brittischen Schiffe gegenüberlagen, sagte mir Heinrich:

— Alter — ich werde nach Haus telegraphieren und mir 100,000 Mark schicken lassen. Mr. Blackfoot will mir die Yacht für 4000 Pfund lassen.

— Bist du toll?

— Alter — die 10,000, die ich hier hatte, waren von den 100,000, die so wie so 'mal angerissen sind . . .

Vier Wochen später hatte er die Yacht satt. Sie mußte ins Dock und er, der das Segeln trotz aller Mühe niemals so recht zu erfassen vermocht, hatte ja nichts weiter thun können, als sich von seiner Bemannung umherfahren lassen.

Und dann glaube ich — mit den Moneten wurde es knapp. Er hatte so viel Hunderttausende immer „angerissen" — nun besaß er zum „anreißen" nichts mehr.

Da schwärmte er für etwas Neues. Einfachheit. Stilles Leben in der Heide oder sonst wo an einem verlassenen, einsamen Erdenfleck. Nur Ruhe. Nichts mehr sehen von den Menschen. Ein kleines Anwesen, eine Kuh, eine Ziege, ein Hund.

Er kaufte ein Häuschen in der „Lößnitz“, ganz bescheiden, nicht weit von der Eisenbahn nach Dresden. Unterhalb der „Friedensburg“, die dort auf den Rebenhügeln liegt.

Ich besuchte ihn da:

Wieder neue Geschichten, wieder neue Pläne. Diesmal solche, die nicht soviel Geld kosteten: er schwärmte für Nietzsche:

— Alter — der einzige Philosoph, den man überhaupt noch lesen kann!

Und dann ein paar Monate darauf:

— Was sollen uns die überirdischen Fantasien, Träume, die Gedankenfracht! Die Erde ist es, die uns nährt, zu der wir immer und immer wiederkehren, zu der wir zurückmüssen. Immer und immer! Arbeit auf eigener Scholle, das macht wahrhaft glücklich!

Er grub und pflanzte den ganzen Tag im Garten. Und doch hielt es ihn nicht in seiner Unruhe, dem, was in ihm arbeitete und Ausdruck suchte, Gestalt zu geben. Er verfaßte damals ein wunderliches Werk, das heute noch bei mir zu Hause liegt. Halb Drama, halb Roman, voll glühender Fantasie, voll Schönheiten neben unsicherem Tasten und Versuchen. Unmöglich aber jedenfalls als Buch, wie auf der Bühne, denn Leser und Hörer müßten ihn für ver-

rückt halten. Daß es ein Künstler war, der noch suchte? Wer hätte das herausgefühlt!

Ein paar verunglückte Radierungen kamen dann. Kraft, Eigenart, Tiefe lag darin, aber an der Technik war er gescheitert.

Und dann plötzlich, als ich ihn wieder in seinem kleinen Häuschen besuchen wollte — war er ausgeflogen. Ein anderer Besitzer wohnte darin.

— Wissen Sie denn nicht, wo sich Herr Thiele befindet?

fragte ich die junge, kräftige Frau, die, ein Kind auf dem Arm, mir aufgemacht hatte.

— Er wollte auf Reisen gehen der Herr. Wohin, hat er nicht gesagt!

lachte sie mich an.

Bald bekam ich einen Brief und es hieß darin:

— Alter — das Sitzen auf einem Fleck verengt den Horizont! Man kann doch nicht als Philister sterben. Man wird so kleinlich dabei! Pfui Teufel. Ich habe 27,000 Mark für mein Haus bekommen. Die sieben sind weg. Es war ja doch keine runde Summe, die 10,000 doch mal „angerissen“. Mit dem Rest mache ich eine Reise um die Erde. Ganz bescheiden nur. Aber man kriegt doch wenigstens mal andere Anschauungen!

Klex schwieg und suchte sich aus dem Berg

von Schalen auf seinem Teller die einzige noch nicht geknackte Mandel heraus, die er krachend öffnete.

— Dein Freund ist ein Riesenkamel!
sagte nur Dr. Klopffleisch gähnend und tauchte die rotblaue Moselnase in die Neige seines Römers.

Der fette Fabrikant wischte den Rand um zu nippen, ließ jedoch sein Glas stehen und meinte:

— Was ist denn nun aus ihm geworden?

Und auch ich fragte:

— Was macht er denn jetzt?

Endlich sagte Klex und seine Augen leuchteten:

— Jetzt malt er!

Der Gutsbesitzer scheuchte die letzte Fliege von seiner Platte und sprach lallend:

— Recht so! Recht so! Das bringt Geld!

Er hatte die Geschichte gar nicht gehört. Aber der Parchentfabrikant nahm das Wort auf:

— Na ja — das bringt ihm ja wieder Geld ein!

Klex schüttelte den Kopf:

— Er malt nicht für das Publikum. Er hat seine eigene Art zu sehen, seine besondere Technik gewonnen. Die Künstler finden es großartig. Aber kein Mensch kauft seine Bilder.

Nun brach mit einem Mal der Sturm los von allen Seiten:

— So ein Rindvieh! Ganz recht! Wer nicht hören will muß fühlen!

Der Gutsbesitzer war ganz wach geworden und sogar der Commis Herr Giese regte sich auf seinem Kontorschemel.

Der fette Parchentfabrikant aber konnte sich gar nicht beruhigen, da er das ganze Leben nur vom Standpunkt des Erwerbes aus betrachtete:

— Kinder so was! Erst verhaut er sein ganzes Vermögen und dann arbeitet er und verdient nichts aus Eigensinn!

Klex meinte so ernst er es vermochte:

— Es giebt ein künstlerisches Gewissen!

Allgemeines Gelächter ertönte. Da ward der kleine Maler plötzlich böse. Er schlug auf den Tisch, daß die Mandelschalen herumsprangen:

— Ich sage es Euch doch: eine verdammt famose Redensart das „angerissen.“ Das hat ihn ja gerade gerettet. Die verfluchten braunen und blauen Lappen, die goldenen Bläkdreier waren ihm ja gerade hinderlich. Er konnte doch erst Künstler werden, indem er sie zum Teufel schmiß. Nun sitzt er draußen in Paris 5 Treppen hoch, Montmartre, kann kaum die Farben bezahlen, wie er mir schreibt, aber er hat doch sein Bestes gefunden, gerettet. Er ist ein Künstler ge-

worden, weil er kein Geld mehr hat. Für einen Künstler ist Geld eben doch das Allerdümmste!

Aber keiner verstand ihn und Alex rief:

— Es war eben ein Blödsinn, daß ich Euch das erzählte heute abend. Ihr kapiert es ja doch nicht . . .

Und damit ging er fort.

— Giese noch einen Schoppen. Hier noch ein halb . . .

Herr Giese füllte die Gläser, kletterte auf seinen Kontorbock und nickte wieder ein. Der Gutsbesitzer schlief längst. Der fette Parchentfabrikant wischte an seinem neuen Glase und als ich mich empfahl rief mir Dr. Klopffleisch noch in den Hausflur nach:

— Herr Gott bleiben Sie doch. Der Abend ist ja nun mal angerissen!

Die Wolkenburg.

Die Wolkenburg liegt am ewigen Meer auf hohem Felsen, der in das Wasser hinausragt. Von drei Seiten wird sie von den Wogen umbrandet, die ihren Gischt gebrochen am Gestein hinaufschleudern. Nach dem Lande zu führt ein schmaler Pfad an das blühende, fruchtbare Gestade, hinter dem sich mählich steigend hohe Bergränder auftürmen.

Die Wolkenburg ist nicht gekrönt mit wehrhaften Zinnen, sie hat kein Burgverließ, keine festen Thore, Graben und Wall, sondern sie ist mit hängenden Gewächsen belaubt, die aus marmornen Becken vom Dachfirst herniederwuchern. Das Gemäuer ist mit Wein und Epheu umsponnen, dessen Aeste seit tausend Jahren sich um den Stein gelegt.

Und ringsum läuft eine Lorbeerhecke.

Im Lande ist mildeste Temperatur, ganz gleichmäßig. Der Sommer nicht übermäßig heiß, denn durch die See wird immer ein frischer Luftzug herangetragen, der Frühling weich und warm,

träumerisch wundersam belebend, der Herbst sturmlos, früchteschwer. Der Winter aber ist milde, denn vor den kalten Winden schützen die hohen Bergwälle des Ufers auf deren Kalkwänden nur nach Süden geöffnet, die Sonne brütet. Das Thermometer sank noch nie seit fünfzig Jahren unter zehn Grad. Frost, Eis, Schnee ist ein Märchen.

Zu Weihnachten duften auf den Beeten in den Terrassengärten der Wolkenburg die Veilchen, und jedesmal mit dem neuen Jahr haben die ersten Rosen sich erschlossen.

Fast immer ist der Himmel unbewölkt, sein Blau ist rein und tief. Nachts leuchten hell, nicht von Dunstschleiern verdeckt, die Sterne.

Auf dem Dache der Wolkenburg weht das deutsche Banner.

Und ich bin der Herr.

Aber die Wolkenburg ist nicht wie andere Herrensitze nach der Ueberlieferung, dem Schema gebaut. Alles ist zum persönlichen Dienst.

Nach vorn zum Meer hinaus, liegt der große Saal mit weiten mächtigen Fenstern, mit Spiegelscheiben ganz glatt ohne Kreuze. Durch leichten Druck gehen sie zu versenken und bleiben schwebend in jeder Lage. Der Saal ist nicht zu Prunk und Tanz eingerichtet. Auf der Wolkenburg kennt man

keine Feste, wo die Menge sich drängt, wo Nah- und Fernstehende sich durcheinander schieben, Gleichgültige, der Form wegen Geladene.

Der Saal ist mit Büchern und Bänden vollgestellt auf mächtigen Regalen bis an die Decke hinauf reichend. Eiserne Treppen führen zu Galerien, die rundum laufen. Hunderttausend Bände sind dort vereint. In der Mitte stehen große, niedrige Tische auf denen Schnitte und Stiche gestapelt sind und an den Fenstern sind bequeme Stühle gereiht um sich niederzulassen zum Lesen. Ein Riesenteppich bedeckt den ganzen Boden.

Am Tage ist der Saal sonnendurchflutet, abends flammen elektrische Blumenlampen auf an den Regalen, und eine Riesenkrone, die sich von der Decke senkt, wirft Lichtflut herab.

Vor dem Saal liegt ein freier Platz, die Felskuppe bildend. Dort schläft im Palmenschatten eine kleine Sphinx. Ich habe sie aus Aegypten mitgebracht. Orangen und Citronenbäume stehen blendend im Blütenbrand.

Ganz vorn ist ein Sitzplatz. Heimisches Moos aus deutschem Waldesdunkel hat dort die Bank überwachsen, von der man eine Wunderaussicht genießt auf das dunkelblaue Meer zu den Füßen. Es kommt

in endlosem Wogenspiel mit weißen Schaumlinien heran . . . fortwährend . . . fortwährend . . .

Schmale heckenbegleitete Wege führen von dort aus am ganzen Felsen herum zu den Terrassengärten, in denen exotische Gewächse stehen neben nordischen Arten.

Nie sind die Blumen abgeblüht, das Vergehen, der Niedergang, das Sterben dringt nicht bis zur Wolkenburg. Die Gärtner wechseln in der Nacht die Pflanzen, sodaß mein Auge niemals ein Welken sieht. Und rings herum zittert die Luft von Licht, von Heiterkeit und Lachen.

Sonne! Sonne scheint in die Burg von allen Seiten. Sonne bestrahlt vom Morgen bis zum Abend den Fels mit den Gärten. Aber nicht lohende unerträgliche Sonne, sondern warmes, weiches, freundliches, heiteres Licht, daß einem das Herz aufgeht und die Sinne lachen.

Und die Sonne bringt Farben. Farbig ist alles, nichts dämmrig und grau, nebelhaft, eintönig, verschwommen, sondern in Farbentönen gebadet: blauer Himmel, blaues Meer, weiße Mauern mit farbenfrohem Gerank überkleidet.

Wenn ich auf der Wolkenburg bin ist meine Stimmung immer Lachen und Lebenslust

An den Büchersaal stößt das Theater. Klein, intim,

wo die diskreteste Wirkung lebendig wird. Die Bühne mit allem Mechanismus der Neuzeit ausgestattet, der Zuschauerraum ganz klein, kein Haus mit unnützen Rängen. Eine Schallmuschel nur in der wenige Stühle stehen. Und dann folgt der Musiksaal, mit der mächtigen Orgel im Hintergrund und den großen Koncertflügeln vorn. Draperien sind an Wänden und Decke, um bei zu gewaltigem Tönesturm das Echo zu bannen.

Das Eßzimmer ist mäßig groß. Alte Fayencen schmücken die Wände. Nur für die Freunde in kleiner Zahl ist der Tisch gedeckt.

Durch Versenkungen steigen die Schüsseln und verschwinden. Kein neugieriges Dienerohr kann dem Gespräch lauschen.

Nach der anderen Seite liegen kleine Räume, durch Schiebethüren zu schließen, die dem leisesten Druck der Hand nachgeben. Die Zimmer sind sorgsam in Farben abgetönt mit kostbarsten Stoffen bekleidet, und bergen nur je ein Kunstwerk, dessen Sinn und Stimmung alles dient.

Fritz von Uhdes wundersames Bild: „Bleibe bei uns Herr, denn es will Abend werden“ hängt in dem ersten.

Und die tiefste Radierung, die Max Klinger geträumt: „Dem unbekannten Gotte“ im Raume daneben.

Arnold Böcklin heißt ein Zimmer. Dort thront

seine „Wolkenburg", des Meisters blendendste Farbensinfonie.

Vor Harrisons: „Waldsee" stehen Schilfe und Gräser aus schottischem Boden, und orientalische Gewänder, Schmuckstücke und Gefäße umgeben Piglheins: „Wasserträgerin am Brunnen Gihon".

Im nächsten Raum hängt Walter Leistikows tiefgefühlte Landschaft: „Kirchhof auf der Hallig", und „In Arkadien" ist ein Sonnenbild genannt, mit schmächtigen, sehnsüchtig glücklichen Gestalten, wie sie nur L. von Hofmann auf die Leinwand zu zaubern vermag.

Skarbina hat in einem kleinen Empiresalon eine Wand für sein Pariser Straßenbild: „Dämmerstunde im Bois de Boulogne", mit seiner wunderbaren Erfassung eleganten Lebens.

In einem einzigen Zimmer sind zwei Kunstwerke vereint von Stuck, seine große Farbenvision: „Der Engel des Grauens" und in der Mitte auf den Boden hingestreckt in wunderbarster Lebenswahrheit sein überwundener Gladiator, durch den darüberstehenden Sieger bedroht. „Vae victis" heißt die Gruppe, vor der ich oft stundenlang sitze.

Im Obergeschoß der Wolkenburg sind die Wohnräume und Fremdenzimmer.

Und dort lebe ich mit meinem Weibe.

Sie ist groß und schlank und blond. Und ich liebe sie und sie liebt mich. Und sie teilt mit mir meine Sorgen um die Arbeit und sie genießt mit mir, als wären wir nur ein Mensch, als hätten wir nur ein Herz und eine Seele. Auch sie liebt wie ich die Schönheit der Welt, auch sie liebt Sonne und Licht, auch sie betet vor dem Zauber des Blickes von unseren Fenstern herab auf das blaue, endlose Meer, auf den blauen, sternentiefen Himmel, auf das Waldgrün drüben am Lande, auf die schimmernden Schneegipfel der Berge, die sich hinter uns erheben.

Sie sitzt mit mir im großen Saal und vertieft sich stundenlang, tagehindurch in die Geisteswerke die dort aufgehäuft sind, ohne Grenze des Volkes und der Sprache nur nach dem Wert. Dann läßt sie die Orgel brausen in ihren tiefsten, zitternden Registern, die das Herz erheben und schwellen lassen.

Und abends, wenn die Sonne im Sinken ist, sind wir draußen an der Felskuppe auf der Moosbank und schauen dem Wunderschauspiel zu, wie die Lichtscheibe allmählich drüben in den Wassern untertaucht. Wie dann der ganze Himmel entflammt in roter Glut, wie die letzten Strahlen über die glitzernden Wellen schwimmen, huschen, spielen, gleiten. Wie dann endlich der Abend anbricht.

Es ist windstill. Es wird dunkel. Allmählich verschwimmt der Horizont, die Perspektive wird kürzer, am Himmel flackern die Sterne auf.

Und immer bleiben wir zusammen vorn sitzen auf der kleinen, deutschen Bank. Wir haben uns tausenderlei zu erzählen und wenn wir schweigen genießen wir gemeinsam die Schönheit.

Blüten- und Blumenduft zittert rundum zu uns herauf von den Terrassen. Unten am Fels klatscht und plätschert es leise, wenn die Wellen hintereinander dicht gereiht an den Stein schlagen.

Wir fühlen uns so glücklich.

Wir verweilen lange Zeit oben Hand in Hand, bis der Mond heraufgestiegen ist und die Landschaft erhellt.

Die Lichter in der Wolkenburg haben sich entzündet. Der Lesesaal strahlt in hellstem Leuchten. Wir gehen hinein und hinauf in die Wohnräume. Hinauf zu unserem Kinde. Und oben umarme ich sie noch einmal, die mir das Kind geschenkt hat, sodaß nun unser Dasein einen Wert bekommen, denn wir wissen, wozu wir leben.

Aber ganz einsam ist es nicht auf der Burg. Ganz allein sind wir selten. Besuch ist oft da. Nur geht jeder seine eigenen Wege. Man kümmert sich nicht um einander. Man fragt nicht wann und

wo. Wir treffen uns und finden uns, wie es paßt.

Freie Herren sind wir alle auf der Wolkenburg.

Am Morgen stehen die Pferde bereit, für den, der mitkommen will. Nur edles Blut ist im Stall, der sich am Lande befindet. Groß, hell und luftig, wiesenumgeben, daß die Tiere im Freien sind, so lange sie wollen. Die Thüren der riesigen Boxen, mit weichem Torfgrunde, stehen offen Tag und Nacht. Das milde Klima erlaubt es.

Im Schloßhof halten soviel Pferde wie bestellt, im Schatten des mächtigen Fieberheilbaumes. Wir sitzen auf und reiten durch die Lorbeerhecken den schmalen Pfad an Land von Myrten-, Oleander-, Bananen-, Gummi-, Feigen-, Granat-, Citronenbäumen begleitet, an den riesigen Chrysanthemumbeeten vorüber. Dann geht es über die Wiesen in den stundenlangen Park, der sich an der Küste hinzieht. Zuerst durch üppige Olivenpflanzungen, dann durch rotblühende Kastanien und endlich in dichte Buchenstände, Eichenwälder.

Deutscher Wald! Aber ohne Herbststerben: in ewigem Grün.

Wie es sich im Schatten der Laubbäume so schön gallopiert. Langhin die Zügel in weitem Sprung. Dann biegen wir zur Hindernisbahn ein

wo Ricks, Gräben und Hecken, natürlich gewachsen, sich auf dem Wiesenplane aneinanderreihen.

Nachmittags wird dann eine Tour im Wagen unternommen in die Nachbardörfer am Gestade, zu den Kurorten in der Nähe, wo man Musik hört und elegante Menschen sieht, modisches Treiben, von weitem, ohne daß man sich hineinzumischen braucht, ohne daß man mitthun muß.

Alle Fuhrwerke sind vertreten von der coach mit dem Viererzug, bis zu Tandem und dogcart. Und vor allen Wagen Halbblut. Wer will fährt.

Gegen Abend dann, wenn der Wind sich erhebt, pilgern wir hinab zum kleinen Hafen, der an der Breitseite der Wolkenburg, ganz im Grün der überhängenden Zweige versteckt ist. Dort liegen Boote, die Dampf- und die Segel-Yacht.

Der Kapitän meldet mir und wir nehmen Platz auf der pfeilgeschwinden „Wolke“, der Siegerin in jeder Regatta.

Der Wind ist noch schwach. Wir setzen alle Tücher, die wir an Bord haben. Aber sobald wir aus der Schutzsphäre der Berge sind, die das Luftgebrause vom Ufer abhalten, sodaß es erst weiter draußen „einfällt,“ blähen sich die Segel und wir schießen über das Wasser.

Wir reffen einen der „Lappen“ oben, wie der

Kapitän sagt, den ich mir mit seinen zwölf Matrosen aus meinem Vaterland, droben von den friesischen Inseln mitgebracht. Windwärts sitzen die Gäste als Gegenlast. Ich führe das Ruder.

Da der Abend hereinbricht und die Brise abflaut, lasse ich die „Wolke" im Bogen herumschießen, wir kreuzen auf gegen Land. Und wie die See ruhiger wird und wir langsam der Wolkenburg zugleiten, erhebt vorn am Klüverbaum (wo er in Plaids gewickelt liegt) mein Freund der Sänger seine weiche vibrierende Stimme und singt uns ein Lied aus der Heimat.

Der Kiel schurrt auf dem Lande. Wir trennen uns eine Weile.

Bald sehen wir uns ja droben im Theatersaal wieder. Mein Freund der Dichter läßt ein neues Drama spielen. Es soll auf seine Wirkung geprüft werden. Die Darsteller brachte er mit. Die Proben sind eifrig im Gang.

Nach dem Diner — wir essen um acht — verteilen wir uns überall. Freund Komponist fantasiert im Musikzimmer, und unser Gast, mein alter Regimentskamerad sitzt dabei und lauscht. Er sieht hinüber zur Freundin meiner Frau, die seit Wochen schon bei uns ist, und dem braven, guten Kerl, zuckt es durch die Glieder: soll ich es ihr sagen?

Wir lassen sie allein. Wir wissen es, die lieben Menschen finden sich ja doch.

Wir beide aber gehen diesmal hinauf auf das platte Dach der Wolkenburg, auf unsere „hängenden Gärten,“ die von der Mondscheibe matt erleuchtet sind. Ein Springbrunn plätschert Tag und Nacht, dem der Fall von den Bergen Kraft verleiht. Seltsame chinesische Goldfische mit großen Köpfen, Augen und Fangfäden blitzen dort im Marmorbecken umher. Und wir setzen uns unter eine Phönix, die uns ganz verdeckt. Milde Düfte steigen auf von den Gärten. Die Himmelslichter sind entzündet. Alles schweigt im Frieden.

Ich halte sie im Arm, die mir Lebensgefährtin geworden, die mich glücklich gemacht, die ich nicht lassen will bis an das Ende. Ich fühle sie atmen an meiner Seite.

Ich bin glücklich. Ohne Wunsch.

Ich denke lächelnd zurück an die öde Zeit, als ich allein durchs Leben ging, als ich kein Ziel hatte, als ich nicht wußte, wo aus noch ein, als ich keinen Halt besaß und keinen Daseinszweck in der Welt, und da bin ich ihr dankbar aus tiefster Seele für all das Glück, das sie über mich gebracht.

Ich presse sie an mich und drücke meinem Weibe einen innigen Kuß auf den Mund. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber die Wolkenburg steht nicht auf unserer Erde — — — ich bin allein in meinem Zimmer. Kein liebes Wort tönt zu mir. Mich fröstelt. Der Himmel ist griesgrämig mit Wolken verhangen. Winter ist draußen und an das Fenster meiner Junggesellenklause prasselt ein Hagelschauer.

Inhalt.

Drohnen

Moderner Roman

von

Georg Freiherr von Ompteda

(Georg Egestorff)

Aus den Urteilen der Presse:

„Die Gesellschaft".

Der Roman „Drohnen" ist die stärkste und gesündeste Leistung, deren sich die Berliner Belletristik im vergangenen Jahre rühmen darf.

„Hamburgischer Correspondent."

Eine Probe unserer jungdeutschen Romandichtung, an dem die Apostel der naturalistischen Richtung ihre helle Freude haben dürften! Hier liegt doch einmal ein kräftiger, zielbewußter Entschluß zu rücksichtsloser Portraitirung realistischer Verhältnisse, ein Griff ins volle Leben modernen Prasser- und Halbwelttums vor. Es ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser sich einen für naturalistische Schilderungen äußerst dankbaren Stoff ausgewählt und mit anerkennenswertem Talent auch bearbeitet hat. Es ist ohne Zweifel die erschreckende, brutale Wirklichkeit, die der Verfasser zeichnet. Er führt in greller Beleuchtung jene Nachtgestalten des vornehmen Bummler- und Spielertums vor, die er unter dem Gleichnis des bekannten Ausspruchs Darwins als Drohnen bezeichnet, d. h. als Geschöpfe, deren Existenz für die übrige Gemeinschaft ohne Nutzen ist, und die zuletzt von ihren arbeitenden Genossen umgebracht werden. Wir thun einen Blick und zwar einen recht gründlichen in die Art, wie sich eine gewisse Classe großstädtischer Lebemänner amüsirt, und wir atmen förmlich — dank der überaus packenden Skizzirung des Verfassers — die erstickende Sumpfatmosphäre der Berliner Kneipen- und Grisettenwirtschaft. Auch die Schreibart ist stark naturalistisch gehalten. Wir sehen nicht allein Nacht-Berlin: wir hören

es auch. Der Verfasser versteht es meisterlich, den unverfälschten Wohllaut der Berliner Ausdrucksweise in charakteristischen Wendungen und ganzen Sätzen auf unser Ohr wirken zu lassen. Mögen wir im Restaurant Westfal unter den Linden, dem Clublocal der erwähnten Lebemänner, dem Alltagsamusement der edlen Paare beiwohnen, mögen wir einen Maskenball im Wintergarten beobachten oder uns von den Bacchanalien im Tanzlocal „Paradies" erzählen lassen, stets wirkt des Verfassers Gemälde mit der vollen Kraft untrüglicher Lebenswahrheit auf uns.

„Kölnische Zeitung."

Der hochbegabte Schriftsteller Georg Egestorff hat einen neuen Roman erscheinen lassen, „Drohnen" betitelt. Zugleich tritt er uns als Georg Freiherr v. Ompteda entgegen, den bisherigen Versteckamen nur noch nebenbei in Klammern führend. Er erweist sich hier neuerdings als ein künstlerisch ernsthaft strebender Mann, der auf dem Gebiete der Schilderung sowohl der Berliner Scenerie wie der Vorgänge und Figuren mit bedachtsamem Fleiß und strenger Sorgfalt ein scharfes Beobachtungstalent in ausgefeilter Darstellungsweise verwertet. . . . .
. . . .

Ompteda schildert uns einen Kreis von jungen Lebemännern, richtiger Schlemmern und Verschwendern, die in einem Gasthause Unter den Linden, gelegentlich auch in einem anrüchigen Tanzlocale Champagner zechen, im Glücksspiele Hunderttausende verlieren und sich von „Damen" noch des weitern in ihrem Verschwendertreiben fördern lassen. Wie Ompteda dieses Treiben schildert, ist ganz meisterhaft in der bunten Verschiedenheit der einzelnen Figuren bis zum Wirt und Oberkellner, in der Stimmung, in der Anschaulichkeit der Vorgänge. Der lebendige Naturalismus dieser Darstellung ist trotz des heikeln Stoffes mit rühmlicher Vorsicht, ohne Kraftstücke zweifelhafter Art durchgeführt.

„Magazin für Litteratur."

v. Ompteda ist der geborene Erzähler. Er hat Freude an dem, was er lebt und an dem, was er sieht und belauscht. Wenn er es mitteilt, so hat er zunächst keine andere Absicht, als die selbstempfangenen Eindrücke möglichst klar und lebendig auf andere zu übertragen. Dieses Bestreben, sich mitzuteilen, läßt ihn in jedem einzelnen Falle die passende Vortragsform

finden. Er klügelt nicht und er künstelt nicht, sondern geht frischweg auf sein Ziel los, mit soldatischer Schneidigkeit und Kürze. Er thut dies ebensowohl als Lyriker, wie als Skizzist und Romanschriftsteller. Aber hinter dem kühlen Äußeren zittert eine feine und empfindsame Seele, hinter der breiten männlichen Brust klopft ein bewegliches, warm pulsierendes Herz. Daher giebt Ompteda keine toten Bilder, wo kalt Strichelchen an Strichelchen gesetzt ist, sondern er haucht allem, was er schafft, aus seinem persönlichen Empfindungsleben den starken lebensvollen Atem ein. Sein neuer Roman bietet Schilderungen aus dem berliner Leben von einer Wucht und Schärfe und mit einem Reichtum der Einzelzüge, wie sie uns bisher noch selten in dem Grade geboten sind.

„Moderne Kunst.“

Von Zeit zu Zeit ertönt ein Pistolenschuß, der einer vornehmen Lotterieexistenz ein Ende macht. Wer sein Geld und das anderer Leute im Spiel und Wohlleben verpraßt hat, weiß meist keinen anderen Ausweg aus dem moralischen und physischen Marasmus, als den gewaltsamen Abgang von der Bühne des Lebens. Man wird den also Scheidenden keine Thräne nachweinen — waren sie doch nur „Drohnen“, Schmarotzer, untauglich zur Arbeit, ohne Nutzen für die menschliche Gesellschaft.

Von solchen „Drohnen“ berichtet uns das neueste Werk Georg von Ompteda's. Sie existieren in dem modernen, als so „arbeitsam“ gepriesenen Berlin, so gut wie in anderen Weltmetropolen. Lebemänner, alt und jung, reich und verkracht, Aristokraten und Finanzleute, Spieler, Rennplatz- und Ballokalhabitués, Premièrenläufer, all das geschniegelte und gebügelte Volk, bilden das männliche Element, und das weibliche steht womöglich auf einer noch niedrigeren Stufe, obgleich gerade hier unerklärlich erscheinende Ausnahmen zu verzeichnen sind. Arbeit ist in diesen Kreisen ein unbekanntes Wort: die Spiel- und Vergnügungssucht hält alle im Bann. . . .

. . . .

Ompteda's Buch ist eine mutige That. Die soziale Stellung des Autors verstärkt die Wucht des Eindruckes. Ein ehemaliger Husarenoffizier, der mit scharfem Hiebe eine Pestbeule unserer fin de siècle Zeit bloßlegt, statt „flotte“ Geschichten zu schreiben, verdient Beachtung. Der Realismus hat in Ompteda eine kraftvolle Stütze gewonnen. . . . .

Als Offizier war er schon litterarisch thätig, unter dem

Decknamen Georg Egestorff. Seine Passion für den Reit- und Rennsport wurde ihm verhängnißvoll, ein Sturz mit dem Pferde hatte böse Folgen und in der unfreiwilligen Mußezeit reifte der Plan, den Säbel mit der Feder endgültig zu vertauschen. Anhänger einer idealen Richtung werden vielleicht finden, daß „Drohnen" gerade nicht die passendste Damenlektüre sei, aber zur Beruhigung sei versichert, daß eine verständige Frau das Buch nicht nur heimlich, sondern offen lesen darf. Sein besonderer Vorzug ist, daß auch der Mann es lesen kann, ohne vor Langeweile einzuschlafen.

„Pester Lloyd."

Georg v. Ompteda hat unter dem Pseudonym Georg Egestorff — besonders durch seinen letzten Roman „Die Sünde" — die Aufmerksamkeit auf seine schriftstellerische Thätigkeit gelenkt; ferner erschienen kleinere Stimmungsbilder, Novellen, fein ausgearbeitete Studien in den besten Zeitschriften und fanden allgemeinen Beifall. — Heute liegt ein neuer Roman des genannten Autors vor uns; in demselben bekennt sich der Verfasser zum ersten Male zu seinem Namen und tritt so mit seiner ganzen Persönlichkeit für sein Werk ein. — Aus diesem spricht das ganz bedeutende Talent einer charakteristischen Künstlernatur. Ompteda schildert in ungemein wahrer und gleichzeitig spannender Art die Kreise von jungen „Lebemännern", welche in gewissenlos leichtsinnigem Treiben von „Begierde zu Genuß" taumeln, ihr Leben in brutalem Vergnügen hinbringen und schließlich in der Gosse oder im Kerker endigen. Der Roman spielt in der Residenz und der Verfasser zeigt sich als ein scharfer Beobachter großstädtischen Lebens; er stellt uns Typen hin, die durch ihre Plastik geradezu frappirend wirken. Der Dialog ist elegant, leicht und eigenartig, der Konflikt vortrefflich durchgeführt, die Tendenz gesund. Wir sind von einem großen Erfolg des Romans überzeugt und sehen mit Spannung Herrn v. Ompteda's weiteren Arbeiten entgegen.

„Straßburger Post."

Wir haben das Buch mit freundlichem Interesse zu lesen angefangen, und dies Interesse hat sich, je weiter wir vordrangen, in starke Spannung und schließlich, als wir zu Ende waren, in den Eindruck verwandelt: der Mann kann etwas! In der That, Herr v. Ompteda hat das Zeug in sich, ein Erzähler ersten Ranges zu werden, und mehr als ein

bloßer Erzähler: ein Schriftsteller, der auf seine Zeit Einfluß gewinnen kann. Er ist nicht nur ein scharfer Beobachter, nicht nur ein Photograph des Lebens und der „Erscheinungen Flucht“, sondern ein Künstler, der diese wechselvollen Bilder künstlerisch zu verwerten versteht. Und ein Denker dazu, der aus dem Beobachteten Schlüsse zieht und Lehren aufstellt. Dabei macht sich diese Tendenz niemals aufdringlich oder absichtsvoll breit; sie steckt zwischen den Zeilen, sie liegt in der Gruppirung und Gegenüberstellung der Personen und Geschehnisse, Ompteda führt uns in seinem vielgestaltigen, von geradezu dramatischem Leben erfüllten Roman in die Kreise der Berliner Lebewelt, der Leute, welche nicht arbeiten, nicht studieren, nicht einmal lesen, sondern nur „leben“. — Das alles ist mit einer Schärfe und Treue und einer Genauigkeit des Details geschildert, die der berühmten „Genauigkeit Zolas“ und der „psychologischen Analyse Paul Bourgets“ nichts nachgiebt.

„Velhagen & Klasings Monatshefte.“

Endlich haben wir den Berliner Roman, und da das Gute niemals allein zu kommen pflegt, haben wir ihn gleich in zwei Exemplaren, — in zwei sehr verschiedenen Exemplaren, aber beide allerersten Ranges. Das Berliner Bürgertum, das alteingesessene, konsolidierte, in ehrlicher Arbeit wohlhabend gewordene, — die alte Abonnentengarde der Vossischen Zeitung, — schildert Theodor Fontane in seinem Roman: „Frau Jenny Treibel!“ Die goldene Jugend der Reichshauptstadt, die in ihren männlichen Exemplaren natürlich trotz dieser schmeichelhaften Bezeichnung häufig genug glatzköpfig und nicht nur über die erste, sondern über jede Jugend hinaus ist, die Welt, die nicht arbeitet, aber ein luxuriöses Sybaritenleben führt, die keine Verpflichtung gegen den Staat und die Gesellschaft anerkennt und sich nur die eine Aufgabe stellt, sich selbst zu amüsieren, — was in dieser Welt unter der Bezeichnung „Amüsement“ eben verstanden wird, Essen und Trinken, feile Weiber und Spiel, — schildert Georg Freiherr von Ompteda in seinem Roman „Drohnen.“

Beide schildern ein Stück Berlin von innen heraus und beider Schilderung ist ein Kapitel moderner Kulturgeschichte.

Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.

Moderne Belletristik.

Bände à 2 Mk.

F. von Bülow: Ludwig von Rosen. Erzählung aus zwei Welten.
G. von Ompteda: Vom Tode. Novellen.
W. von Polenz: Die Versuchung. Eine Studie.
——— Karline.
Heinz Tovote: Fallobst. Wurmstichige Geschichten.
——— Ich. Nervöse Novellen
——— Heimliche Liebe. Novellen.
——— Der Erbe. Roman.
E. von Wolzogen: Die rote Franz. Roman.

Bände à 3 Mk.

Eva A. von Arnim: Das Märchen vom goldenen Schlüssel.
Julius W. Braun: In Fesseln. Roman.
Frieda von Bülow: Der Konsul. Vaterländischer Roman.
——— Deutsch-Ostafrikanische Novellen.
Theodor Fontane: L'Adultera. Roman aus der Berliner Gesellschaft.
——— Graf Petöfy. Roman.
——— Cécile. Roman.
——— Irrungen, Wirrungen.
——— Stine. Roman.
——— Von vor und nach der Reise.
G. Franke-Schievelbein: Rotdorn.
K. E. Franzos: Der Gott des alten Doktors.
W. Hegeler: Mutter Bertha. Roman.
Rudolf Lindau: Auf der Fahrt. Novellen.
——— Der lange Holländer. Erzählung.
——— Liebesheiraten. Roman.
——— Der Flirt. Novellen.
M. zur Megede: Graue Geschichten.
——— Graue Geschichten. Neue Folge.
R. von Seydlitz: Der Rosa-Kongreß.
R. Stratz: Unter den Linden. Berliner Zeit-Roman.
E. von Wolzogen: Erlebtes, Erlauschtes, Erlogenes.

Bände à 3 Mk. 50 Pf.

Erich Fließ: Miasmen. Roman.
G. Franke-Schievelbein: Ni. Roman.
G. von Ompteda: Drohnen. Berliner Roman.
——— Unter uns Junggesellen. Freie Geschichten.
Heinz Tovote: Im Liebesrausch. Berliner Roman.
——— Mutter! Roman.
——— Frühlingssturm.
——— Das Ende vom Liede. Roman.
E. von Wolzogen: Das gute Krokodil u. andere Geschichten aus Italien.
——— Die Entgleisten.

Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.

